Eisenbahn-Unterhaltungen.

55. 56. Bd.

Aus der Börsenwelt.

Roman

von

Louise Otto.

Berlin, 1869.
Verlag von Gustav Behrend.

I.

Auf der Börse.

Die Uhr zeigte ein viertel vor Eins am Tage.

Der Platz, in dessen Mitte die neue Börse in Hamburg steht, belebte sich um diese Zeit immer mehr und mehr. Alle Geschäftsleute der Hansestadt, alle Inhaber und Vertreter von Firmen eilten über den Platz die Stufen des Gebäudes hinan, das nicht nur ein Mahnzeichen Hamburg's, sondern des ganzen neunzehnten Jahrhunderts ist, nur dort an der Stelle nicht zu fehlen, auf der zur bestimmten Stunde alltäglich der Chef oder einer seiner Stellvertreter gestanden, so lange die Firma existirte, die er die seinige nannte, genug, alle Speculanten und alle Makler eilten, die telegraphischen Depeschen noch rechtzeitig zu inspiciren und noch im rechten Augenblick an Ort und Stelle zu sein, wo es sich um Gewinn und Verlust von Tausenden und Millionen handelte.

Immer weiter vor rückte der Zeiger der Uhr, immer eiliger hatten's die Männer, die da die Stufen emporeilten, alle miteinander nur getragen von den Interessen ihres Geschäftes, den Interessen der großen Handelswelt, wie sie es nannten, und in fast allen diesen Gesichtern konnte man denselben Ausdruck finden: Zahlen, nichts als Zahlen

*) Vor Nachdruck wird ausdrücklich gewarnt.

standen auf all ihren Stirnen, mochten sie nun gerunzelt sein in der Befürchtung, daß die Papiere gefallen sein konnten, auf deren Stand ihnen jetzt gerade Alles ankam, oder mochte die Hoffnung auf eine gelungene Speculation jede Falte des Angesichts glätten. Da eilten sie hin, Deutsche, Engländer und Amerikaner, halbe Engländer und halbe Amerikaner — diese Mischgattung war hier fast am Stärksten vertreten — Christen, Juden und Judengenossen, Alle nur erfüllt von dem einen Gedanken, nur gespannt auf das eine Resultat: ob Baisse oder Hausse?

Es war in der That auch sonst nicht viel Unterschied in diesen Gesichtern. Der Hamburger Groß-Kaufmann sucht unter allen Umständen durch einen sicheren Gang, in dem sich Geschäftigkeit und Bedächtigkeit in merkwürdiger Weise vereinen, die Würde seiner Firma zu wahren; der hohe Cylinder und der wohlgepflegte Backenbart tragen dazu das Ihrige bei. Die Tracht ist immer die des englischen Gentleman: feine weiße Wäsche und goldene Hemdenknöpfe sind die Hauptsache. Die jüngere Kaufmannschaft bemüht sich, wenigstens in dem Moment, wo sie zur Börse eilt, die alten Vorbilder nachzuahmen und ein gesetztes Ansehen anzunehmen. Standen auf den Physiognomien der älteren Herren Zahlen verzeichnet, lugten sie da und dort aus den Runzeln der hohen Stirnen, den unruhig gezogenen Linien der Augenbrauen hervor, balancirten sie auf den hochgetragenen Nasenspitzen oder formten sie die von den Mundwinkeln ausgehenden Falten nach ihren Zeichen — so stand in den Gesichtern der jungen Männer eigentlich gar nichts zu lesen. Aber keineswegs sahen sie so unschuldig aus wie ein unbeschriebenes Blatt, oder so harmlos

wie die Mienen glücklicher Kinder; dieser Zustand war bei ihnen längst vorüber, und noch mehr war bei ihnen längst vorüber: die Fähigkeit sich zu freuen, zu erheben, zu begeistern, der Glaube an Gott und Menschen und an sich selbst, der Glaube an den Mann und an das Weib, an Freundschaft und Liebe, der Glaube an die eigene Kraft. Wenn in den Mienen des ältern Geschlechtes ein immerhin berechtigter Stolz sich aussprach, der eben in dem Bewußtsein lag, sich selbst durch eigne Arbeit und Anstrengung, durch Energie und Klugheit zum Gebieter von Tausenden und Millionen gemacht zu haben, wenn dieses gewichtige Auftreten von der Ueberzeugung veranlaßt war, daß es nur eines unsichern, wankenden Schrittes in manchen Momenten bedurfte, um den Sturz eines mächtigen Hauses zu veranlassen und hunderte anderer Häuser und Firmen mit sich in den Abgrund zu reißen, und wenn das Selbstgefühl sich hinzugesellte, festgestanden zu haben wie ein mächtiger Feldherr, der zu siegen gewohnt ist mitten in allen Gefahren und Stürmen, wo tausend Andere wankten und flohen und fielen: so vermochte eben das Respekt einzuflößen vor diesen alten Herren der Börse. Dagegen waren die einförmigen, nichtssagenden Gesichter der jungen Leute nur dazu geeignet, das Bedenken wach zu rufen, daß diese, die im Reichthum und Ueberfluß aufgewachsen waren, den die Väter erst erwarben und erkämpfen mußten, es wohl nur noch der Fürsorge dieser, nicht aber sich selbst zu danken hatten, daß ihnen der Platz in der Börse gesichert war, daß sie ihn je nach Zeit und Umständen behaupten, vielleicht aber auch beim ersten Anstürmen einer Zeit-Aenderung verlieren könnten; denn Etwas wie Widerstandsfähigkeit las man nicht in diesen

durch Zerstreuung und Wohlleben erschlafften Gesichtszügen, diesen schlotternden Gestalten ohne Kraft und ohne Haltung. Es war die verkörperte Blasirtheit, die da in diesen jungen Herren zur Börse wanderte. Die neuen Moden von London und Paris, die sie an sich trugen, standen ihnen wohl an. Der mehr oder weniger kostbare Klemmer, der das eine Auge verdeckte und das andere zum Blinzeln zwang, verbarg die dunklen Ränder um die Augenhöhlen, und die bald gekräuselten, bald lang gedehnten „Cotelettes-Bärte" mußten den dünnen Haarwuchs auf den fast kahl gewordenen Schädeln entschädigen.

Jetzt eilten auch sie zur Börse, wenn auch nicht ohne mit den Bekannten, mit denen sie zusammentrafen, immer zu verabreden, wo man sich am Abend nach dem Souper zusammenfinden wollte und nicht ohne nach den Damen zu blinzeln, die in elegantester Toilette gerade diese Zeit benutzten, um sich bei ihren Bekannten wenigstens von Weitem in Erinnerung zu bringen.

In Begleitung eines Herrn gingen ein paar Damen die Stufen hinan. Es kam zuweilen vor, daß eine musterhafte Hamburgerin dem Gemahl hierher das Geleit gab oder ihn abholte, oder auch daß fremde Damen die Börse als eine Sehenswürdigkeit Hamburg's in Augenschein nahmen, und so machte die Sache an sich weiter kein Aufsehen: die Zahlenmenschen waren viel zu sehr in die ihnen im Geiste vorschwebenden Courszettel verloren, um auf die Damen zu achten, die vor ihnen die Treppen hinanschwebten.

Nur zwei jüngere Herren machten sie zum Gegenstand ihrer Betrachtungen. Der eine derselben stieß seinen Begleiter an und sagte:

„Sehen Sie einmal, Hermsfeld, die Dame da im lila Kleide, springt sie nicht die Treppe hinauf mit einer gelenken Gliederbewegung wie die neuangekommene amerikanische Tigerkatze im zoologischen Garten? Die zebraartig gestreifte Beduine, fest um die Schultern gewickelt, den einen Zipfel mit der dicken Quaste nochmals über die Achsel geschlagen, ist dünngewebt genug, die zierlichsten Formen zu verrathen; das ist keine Hamburgerin!"

„Jetzt ist es doch eine," antwortete der Angeredete, indem er sein Pincenez fester kniff und den röthlich braunen, weit zu beiden Seiten über das Gesicht hinausstehenden Bart zupfte; „aber freilich keine, die eine Hamburger Erziehung genossen, sonst würde sie weder diese Farbe wählen noch diesen malerischen Schwung der Beduine wagen, noch weniger so die Stufen hinanspringen. Aber wenn es kein großes Verdienst ist zu unterscheiden, welche Dame eine Hamburgerin ist und welche nicht, so ist es ein um so größeres, daß Sie die Resultate Ihrer Studien aus dem zoologischen Garten schon auf die weiblichen Species anzuwenden verstehen. Herr van Grohbecker hat sich diese Seltenheit erst vor einigen Wochen aus Brasilien mitgebracht, es ist die Tochter eines Geschäftsfreundes, die er geheirathet hat —"

„Eine Frau — seine Frau?" sagte der Begleiter Hermsfeld's, Anatol Bornhelm, ein junger Maler, und in seinen braunen Augen schien es wie eine Rakete aufzusprühen. Die schön geformte ausdrucksvolle Stirn, von braunen Locken umgeben, runzelte sich dabei in Falten, und der klassisch geformte Mund mit dem dichten Vollbart verzog sich unwillkürlich — man konnte nicht sagen, ob zu einem Lächeln des Spottes oder

des Bedauerns; hätte man es ihm nicht schon vorher angesehen, daß er nicht zu den Zahlenmenschen der Börse gehöre, jetzt, an dieser plötzlichen Belebtheit seiner Gesichtszüge mußte man es sehen, besonders als er weiter fragte: „Und dieser hölzerne Mensch an ihrer Seite wäre wirklich ihr —“

„Ihr Mann,“ ergänzte Hermsfeld, da seinem Begleiter das Wort nicht über die Zunge zu wollen schien, „und die lange Dame an seiner Seite ist seine Schwester und ihre Schwägerin, die wahrscheinlich das Amt einer Oberhofmeisterin bei der verwunschenen brasilianischen Prinzessin oder, wenn Sie lieber wollen, einer Aufseherin bei der amerikanischen Katze versieht. Aber jetzt gehen Sie die Galerie hinauf und machen Sie Ihre Studien, ich muß gleich in den Saal; es wird eben ein Uhr schlagen. Wenn nicht früher, sehen wir uns doch heut Abend?“

Anatol nickte, und während sein Begleiter in der Coulisse verschwand, eilte er die Treppe zur Galerie hinauf. Dort sah er aber auch noch eben die letzte Quaste einer Beduine verschwinden, an der seine Augen gleichsam haften blieben, als wäre ihm damit gewinkt worden.

Oben angekommen, sah er wirklich die beiden Damen, die zwischen zwei Säulen an der Brüstung bereits Platz genommen. Es waren außer ihnen nur wenige Personen oben, andere Damen gar nicht. Einige Herren traten aus den anstoßenden Lesezimmern, ein paar andere standen an den Säulen, wo die neuesten telegraphischen Depeschen angeschlagen waren, die nicht nur Coursnachrichten, sondern auch politische Neuigkeiten enthielten. Aber sobald es Eins schlug, eilten fast Alle fort hinab in den Saal, den

eben diese Galerie umlief, so daß man von ihr denselben ganz überblicken konnte. Unterhalb dieser Galerieen und von dem Saal nur durch Säulen getrennt, befanden sich die Coulissen mit ihren Schreibpulten und den angrenzenden Comtoirs, hier gingen die Geschäftsleute, mit einander handelnd und verhandelnd auf und ab. Mit dem Schlage Eins traten sie Alle in den parkettirten Saal, dessen getäfelter Fußboden in lauter Vierecke gemustert ist — die Hüte auf den Köpfen, die Hände in den Taschen oder das kleine Notizbuch haltend. Die Geschäftsleute kamen von allen Seiten, Jeder den gewohnten Platz seiner Firma in den Vierecken einnehmend, nur Wenige danach suchend, fast Alle durch den Instinkt der Gewohnheit, trotz der Größe des Rumors und der Menge der Menschen, ihn findend.

Die Brasilianerin schaute lächelnd hinab in dies Treiben, das sie heute zum ersten Male beobachtete. Anatol konnte sie jetzt näher im Profil betrachten, das nicht ganz regelmäßig war, aber einen eigenthümlichen Reiz hatte, besonders des zierlichen Mundes wegen. Die wunderbar kleinen, aber schwellenden, dunkelrothen Lippen waren um Kinn und Wangen von tiefen Grübchen umgeben, wenigstens jetzt, wo sie lächelte. Zugleich erschien die obere Zahnreihe wie ein kleines, schillerndes Perlmuttergebilde. Der Teint und die schwarzen krausen Locken, auf denen ein kleines Barett von weißem Bast mit reicher Garnirung von der Farbe des Kleides schwebte, erinnerten an einen südlichen Himmelsstrich. Wenn sie die Augen unter den fast ganz rund gewölbten Bogen und Lidern gesenkt hatte, konnte man vielleicht noch zweifeln, ob dies kleine Gesicht schön war oder nicht; wenn sie aber die Augen aufschlug, war es als

lache eine tropische Sonne daraus hervor, und die Strahlen derselben gossen einen leuchtenden Widerschein wie Himmelszauber über das ganze Gesicht. Anatol meinte, daß er noch niemals solche Gluthen gesehen habe, nur wußte er nicht, ob es rabenschwarze Nacht oder sonnenheller Tag war, was ihm darin aufging. Und vielleicht weil er das zu ergründen gedachte, mußte er immer und immer wieder dahin schauen. Glücklicher Weise hatte er seinen Platz so genommen, daß er sich zwar in einiger Entfernung, aber doch gerade hinter dem Rücken des Fräulein van Grohbecker befand, die ihrer Schwägerin gegenüber saß und sonst wohl Anatol's Blicke sehr „auffallend" gefunden haben würde; denn ihr fiel eben Alles auf, was sich nicht ganz im gemessenen Hamburger Stil bewegte. Sie selbst war zwar sehr sorgfältig, aber mit puritanischer Einfachheit gekleidet; ihre Gestalt war sehr lang, mager, eckig und von gerader gemessener Haltung; in ihrem ebenso beschaffenen Gesicht verzog sich auch, wenn sie sprach, keine Miene.

Die junge Frau sagte jetzt, mit dem schwarzen Spitzenfächer, den sie zusammengefaltet hatte, deutend: „Ah, da, fast ganz in der Mitte steht mein Mann!" Im nächsten Augenblick hatte sie den Fächer wieder auseinander gefaltet, und damit ihr Gesichtchen bis zu den Augen verbergend, bekamen dieselben nur über die schwarzen Spitzen hinweg spähend einen fast koboldartigen Ausdruck.

Das Fräulein lispelte gemessen: „Ja, da steht van Grohbecker, wo sein Vater und Großvater gestanden, alle Tage fest und sicher und ohne jemals zu wanken. —"

Frau van Grohbecker lachte — es war ein eigen=

thümliches Lachen, mehr ein Kichern, nicht gerade laut, aber doch hörbar; es war auch ein ausländischer, schalkhafter Ton, jedenfalls einer, wie er nicht oft in diesen Räumen gehört ward, daher entsetzte sich die Schwägerin darüber und sagte:

„Aber, meine Süße," und dabei nahm sie die Miene der strengsten Sitten= und Strafpredigerin an, „wie kannst Du hierbei lachen! Es ist ein Moment von so hoher Wichtigkeit und Bedeutung! Er ist der Repräsentant einer Firma, eines Namens, eines Geschäftes, das über Millionen zu verfügen hat — und die Stelle, auf der er jetzt steht, ist eine durch Arbeit, Ausdauer, Klugheit, Kraft geheiligte. Sie Alle, die Du hier siehst, sie suchen die Stelle ihrer Firmen auf und Wehe, wenn einmal eine leer bleibt, denn alsdann richten sich aller Augen nach dieser Stelle, und es geht ein Gemurmel durch die Menge, und wenn es auch nicht Gewißheit ist, so ahnt man doch, was am nächsten Tage geschehen wird: die Stelle wird wieder leer sein und unten am Eingang wird es mit großen Buchstaben angeschlagen stehen: „das Haus so und so hat seine Zahlungen eingestellt." Wenn Du das bedenkst, wird Dir weder die Hast, mit der alle diese Herren zur Börse eilen, noch die Art lächerlich erscheinen, mit der sie hier diese Stelle behaupten. Du siehst hier die Vertreter der größten Firmen und des ganzen Welthandels versammelt. Merke Dir das, Adine, das Wohl und Wehe von Millionen Menschen ruht in ihrer Hand; merke Dir das, um von der ganzen Macht dieses Momentes und der Würde einer solchen Versammlung eine Vorstellung zu gewinnen."

Anatol hatte ein feines Gehör; darum verstand er, was

die Hamburgerin sprach, wenn es auch in jener leisen, jede Silbe kurz hervorstoßenden Art geschah, in der die meisten Hamburgerinnen zu sprechen pflegen, und seine Augen hingen an der jungen Frau nur um so gespannter auf das, was sie auf diese ernsthafte Ermahnung sagen würde; aber sie schien den Fächer jetzt nöthiger als je zu haben, sie verbarg das halbe Gesicht dahinter; doch an der leisen Bewegung der Muskeln hinter den Augen konnte man sehen, daß der Mund noch immer zum Lächeln geneigt war. Dabei mochte sie wohl fühlen, daß Anatol's Blicke auf ihr ruhten, denn sie wandte die ihrigen plötzlich zu ihm hin. Vielleicht bemerkte sie in diesem Moment den jungen Mann zum ersten Male, für den sie schon längst der Gegenstand der eifrigsten Beobachtung geworden war. Es fiel ihr dieses Gesicht auf, das mitten unter der Einförmigkeit dieser Zahlengesichter weder wie ein lebendiges Rechenexempel noch wie eine verwaschene Schreibtafel aussah, sondern ein Gesicht, aus dem Seele und Leben sprühte. Und nun, wie träumerisch in Gedanken versunken, ließ sie die Feuerstrahlen ihrer Augen auf ihm weilen, so lange, so immer eindringender, als wolle sie sagen: „Also wirklich noch ein Mensch hier, dem dies Geschäftstreiben da so fremd ist, wie mir, und der ihm auch nur die komische Seite — wenn nicht eine mehr als komische — abgewinnen kann.“

Anatol hielt diese langen, halb staunend, halb freudig prüfenden Blicke nur zu gerne aus und erwiderte sie mit einem Ausdruck des Gesichts, als wolle er sagen: Am Besten ist es freilich hier, still zu sein, und was man eben denkt, für sich zu behalten, da man es offen doch auf keinen Fall aussprechen dürfte, sondern höchstens, wenn es sich

einmal unter vier Augen thun ließe. Und als er bei diesem Schluß angekommen, schoß unter dem Schleier seiner Augenwimper ein so zündender Blitz hervor, daß Adine sich plötzlich wegwendete, roth ward, sich ärgerte, daß sie es ward, und in eine solche Erregtheit gerieth, daß die über der Brust zusammengezogene Beduine sich auf und ab bewegte. Das Lachen war ihr vergangen, wie vorhin das Antworten.

Fräulein van Grohbecker nahm hoffnungsvoll das Schweigen ihrer Schwägerin für ein Zeichen, daß sie anfange, sich zu bessern, und obwohl sie sich darüber wunderte, war sie doch ganz davon befriedigt und blickte mit einer Art von Andacht hinab in den Saal, in dem nun mehrere Tausende von Herren sich befanden, die Einen, die Vertreter der Firmen, fest auf ihren Plätzen stehend, die Anderen, die Makler, dazwischen hin und wieder gehend, Alle miteinander leise flüsternd und die meist schon vorher abgeschlossenen Geschäfte in ihre Schreibtafeln notirend. Und dies Flüstern von ein paar Tausend Männerstimmen klang nun, zu einem lauten unbeschreiblichen Schall vereinigt, durch den weiten leeren Raum zu den hohen Galerien hinauf, wie das Getöse eines am Felsen brandenden Wassers oder wie das Stimmen von hundert Baßgeigen. Fräulein van Grohbecker fand auch dies gewaltig imponirend; Adine aber erklärte, daß sie das nicht mehr ertragen könne, daß sie Kopfschmerzen habe und diese eingeschlossene Luft, in der so viele Menschen athmeten, ihr drückend werde: sie bekomme schon Schwindel, sie müsse gehen. Rasch stand sie auf und ging an Anatol vorüber, ohne ihn anzusehen.

Er hörte wie das Fräulein, das mit einer mißver=

gnügten Miene folgte, sagte: „Der Bruder würde es gerne gesehen haben, wenn wir länger geblieben wären.“

„Das kann er mir nicht zumuthen,“ erwiderte Adine, „und ich wüßte auch nicht, was er davon hätte; er hat ja nicht einmal heraufgesehen, so lange ich da war.“

Fräulein van Grohbecker hemmte einen Augenblick ihre langen Schritte; denn diese Bemerkung erschien ihr wie Blasphemie. Ein Herr der Börse sollte Zeit und Gedanken haben, sich mitten unter der Berechnung der wirkungsreichsten Zahlen nach einer solchen Null umzusehen, wie seine Frau war! Zwar hätte das Fräulein keine Hamburgerin sein müssen, wenn sie nicht gewußt, daß man auf der Börse nicht allein über die Angelegenheiten von Krieg und Frieden und die damit verknüpften Coursnotirungen verhandele, daß man nicht nur von Fallissements und Veränderungen spreche, welche die Handelswelt berührten, sondern daß auch alle möglichen Familienverhältnisse, Staats-, Stadt- und Theaterangelegenheiten mit zur Sprache kommen, und daß unzählige Gerüchte, neue und neueste Nachrichten, die sich in diesem Gebiete bewegen, weit weniger durch die Frauen verbreitet werden, als durch die Männer, die solche Nachrichten entweder selbst auf die Börse oder umgekehrt von ihr mit heim bringen. Aber Adine sollte doch die Letzte sein, die das erfuhr; denn daß sie noch zeitig genug diese Entdeckung machen würde, wußte die Tochter der berühmten Firma van Grohbecker und darum war sie doppelt darauf bedacht, eine Erkenntniß nicht zu verfrühen, die, wie sie erwarten mußte, bei ihrer Schwägerin nicht eben vortheilhaft wirken konnte.

Auch Anatol ging. Auf der Galerie, den Treppen

unten im Hausflur, überall eilten noch Geschäftsleute an ihm vorüber, und es klang und flüsterte um ihn: „Italienische Rente 45⅜, Lombarden 360½, aus New-York per atlantisches Kabel gemeldet: Wechselcours auf London in Gold 109¼, Illinois 122, Eriebahn 69½, Baumwolle 20, und unter den endlosen Glossen und Coursgesprächen dazu, war es für Anatol wieder unvermeidlich in Adine's Anblick sich zu verlieren, die vor ihm die Treppe hinabschwebte.

Da faßte ihn plötzlich Jemand unter den Arm, und eine Stimme vom höchsten Tenor sagte im Tone der Verzweiflung: „Anatol —!"

Anatol blickte in das von einem stummen Schmerz gefolterte Antlitz seines theuersten Freundes Otto Michaelis. Der junge Mann sah todtenblaß aus, sein blondes Haar hing, sich in einzelne Streifen theilend, halb über die Stirn, die scharf hervorspringende Nase schien leise zu beben, die Lippen kniff er krampfhaft aufeinander, die Augenwimpern zuckten und gaben den sonst so ruhig und unbefangen blickenden Augen den Ausdruck des Schreckens.

„Um Gottes Willen was hast Du?" sagte Anatol theilnehmend und ließ sich, von dem unerwartet hier und noch unerwarteter in solcher Verstörung angetroffenen Freunde die Treppe vollends hinabgeleiten.

„Komm nur, komm!" drängte Jener. „Keine Minute halt' ich's hier länger aus unter diesen Gesichtern, die mich alle angaffen und das Brandmal schon auf meiner Stirne sehen!"

Anatol bemerkte gar nichts von diesem vermeintlichen Angaffen und blickte dafür seinerseits dem Freund bedenklich und prüfend in's Gesicht. Er hatte niemals eine solche

exaltirte Stimmung an ihm bemerkt und überlegte für sich, ob sie die Folge einer momentanen Geistesstörung oder eines ungewohnten Frühstücks sei. Er kannte zwar den Freund als äußerst nüchtern und mäßig, wußte aber auch, daß er nicht viel vertragen konnte.

Als sie draußen waren, wo auf dem Börsenplatz noch einige Gruppen von Interessenten der Börse standen, führte der Aufgeregte seinen Begleiter in einen kleinen, nahen, zwischen Blumen sich hinschlängelnden Promenadenweg und sagte:

„Ich seh' es, Du hältst mich für wahnsinnig oder betrunken, und ich wollte froh sein, wenn Du recht hättest — aber mit zwei Worten ist Alles gesagt: Mein Vater ist todt und unser Geschäft bankerott!"

Anatol zuckte unwillkürlich bei diesen Worten zusammen, und Otto, dies bemerkend, fuhr fort: „Da siehst Du — Dich trifft es selbst wie ein electrischer Schlag und mich sollte es nicht zermalmen? Und dort nun, auf der Börse mußte ich's erfahren! Ich war hingegangen, weil Herr Lenneper — so hieß der Chef des Hauses, auf dessen Comtoir sich Otto befand — schon fort war, als wir im Geschäft noch eine wichtige Nachricht erhielten, die ich ihm selbst mittheilen wollte. Als ich das gethan und im Begriff war, wieder aus dem Saale zu treten und gleichzeitig nach den neuesten Telegrammen sah, las ich es deutlich, las es wieder und wieder und es blieb immer derselbe Wortlaut und Sinn: „Augsburg. C. G. Michaelis, Speditionsgeschäft, zahlungsunfähig, Chef der Handlung todt."

„Und Du selbst hast noch keine directe Nachricht? — so kann es ein Irrthum sein!" versuchte Anatol zu trösten.

„Nein, nein!“ antwortete Jener, „es giebt kein zweites Geschäft dieses Namens in Augsburg; es wäre eine vergebliche Hoffnung! Die Börsennachrichten haben bei der Beförderung den Vorzug vor Privatdepeschen, und wenn die Nachricht an mich selbst gleichzeitig aufgegeben, werde ich sie doch erst etwas später erhalten.“

„War denn Dein Vater krank? Hattest Du eine Ahnung von der Möglichkeit eines solchen Ereignisses?“

„Nicht die geringste!“ antwortete Otto. „Daß unser Geschäft durch den amerikanischen Krieg gelitten hat, war natürlich, aber größere Besorgnisse knüpften sich daran nicht. Noch vor acht Tagen schrieb mir meine Schwester Natalie — erst jetzt fällt mir die Bemerkung ihres Briefes auf, — daß der Vater seit einiger Zeit sehr hypochondrisch sei; dennoch aber oder gerade darum sie selbst auffordere, ihr Leben zu genießen. Dahinter können sich seine Sorgen versteckt haben und die Befürchtungen, daß es nicht mehr lange so fortgehen werde.“ —

Beide eilten mit raschen Schritten der Straße zu, in der sich das Geschäftslokal des Herrn Lenneper befand. Eben ging von der anderen Seite ein Bote des Telegraphenamtes in das Haus. Otto stürmte ihm nach. Er hatte sich nicht getäuscht. Das Telegramm, das jener brachte, war für Otto bestimmt und lautete: „Der gute Vater heut Nacht plötzlich gestorben, das Geschäft geschlossen, komm', so bald es Dir möglich. Natalie.“

Er hatte dem Boten die Depesche gleich im Vorzimmer des Comtoirs, das sich in der ersten Etage befand, abgenommen und quittirt; Anatol stand neben ihm. „Du wirst hinreisen,“ fragte er, „und dort bleiben?“

„Dazu muß ich erst die Erlaubniß des Chefs abwarten, aber ich hoffe, daß er sie mir nicht verweigert; indeß will ich hier meine Bücher nicht in Unordnung zurücklassen: er soll mich an meinem Pulte finden, wenn er kommt.“ Otto sprach jetzt mit einer plötzlichen Ruhe und Sicherheit, die Anatol nach der vorherigen Aufregung erstaunen machte. Mit einer Miene voller Verwunderung sagte er: „Und Du wärest jetzt im Stande, in Rechnungsbüchern zu arbeiten? — jetzt?“

„Und warum nicht?“ sagte der plötzlich ruhig gewordene junge Kaufmann, „man kann ja Alles, was man muß, und ich wüßte nicht, was aus allen, dem Allgemeinen gewidmeten Diensten und Bestrebungen werden sollte, wenn man über das, was Einem persönlich begegnet, die Pflicht des Berufs versäumen wollte. Ein Kaufmann muß so gut wie ein Soldat auf seinem Posten bleiben, bis er abgelöst wird. Willst Du mir einen Gefallen thun, so komme nach vier Uhr in meine Wohnung. Der Zug, mit dem ich abreisen könnte, geht um sieben Uhr, und ich möchte dann noch Manches mit Dir zu besprechen haben.“

Anatol drückte im Fortgehen mit stummem Versprechen dem Freunde die Hand. Er sah noch durch die Glasthüre des Comtoirs, wie derselbe durch die Reihen seiner an Schreibpulten beschäftigten Collegen an seinen Platz ging, als sei nichts geschehen, und die Feder wieder aufnahm, um da fortzufahren, wo er vorhin stehen geblieben war. Die Aufregung, die ihn vorhin in der ersten Bestürzung wie einen Trunkenen hatte erscheinen lassen, war jetzt einer eisigen Ruhe gewichen, in der er jene und sich selbst überwunden hatte.

Anatol ging kopfschüttelnd fort, hinaus auf die Straße mit gemischten Gefühlen, indem er nicht wußte, ob er den Freund bei sich mehr loben oder tadeln, mit Bewunderung zu ihm auf= oder mit kalter Strenge zu ihm herabblicken sollte. Er selbst war von dieser Nachricht, die doch nur den Freund und sonst ihm fernstehende Menschen betraf, so erschüttert, daß er nicht im Stande gewesen wäre, jetzt in sein Atelier zu gehen, um nach Pinsel und Palette zu greifen. x)

Anatol wollte dem Gewühl der Menschen fern und allein sein. Er schlenderte in den botanischen Garten, in diese stille abgeschlossene Promenade mitten in der Stadt. Dennoch konnte auch hier der junge Maler die Aufregung seines Innern nicht beschwichtigen. Er dachte daran, wie er vorhin auf der Börse gelacht hatte über die emphatische Rede der Kaufmannstochter, gelacht über den Schacher, der da unheimlich murmelnd aus Tausenden von Kehlen unverständlich zu ihm hinaufklang; er dachte daran, wie er nahe daran gewesen war, von einer ausländischen Schönheit zu einem verliebten Augenspiel und wohl zu mehr noch sich verleiten zu lassen, und in eben diesem Augenblick war der einzige wahre Freund, den er hier hatte, von einem harten Schicksalsschlag getroffen — einem Schlage auf der Börse — und dieser Freund hatte nach der Ueberwindung des ersten Schreckens einen Muth, einen Pflichteifer gezeigt, vor dem er sich fast ehrfurchtsvoll beugen mußte. So wenig, wie er über den Freund hatte lachen können, so wenig, sagte er sich jetzt, hätte er über Fräulein van Grohbecker lachen sollen.

Dabei fiel ihm ein, wie er in seiner Heimath, Schwa=

x) Dies ist der Unterschied zwischen dem fühlenden Künstler u. der berechnenden Krämerseele.

ben, als Kind in der Schule zum ersten Male von Hamburg gehört hatte, damals, als der große Brand es zum Entsetzen des ganzen Europa's in Asche legte. Auch in seiner Heimath befand man sich zu jener Zeit unter dem Eindruck der schrecklichen Katastrophe. Telegraphen gab es noch nicht, kaum einige Eisenbahnen, und so konnten die Nachrichten für Zeitungen und Privatpersonen nur auf dem langsamen Wege der Postcorrespondenz vermittelt werden. Anatol befand sich gerade bei einem Spielkameraden, dessen Vater Kaufmann war und in Hamburg Verbindungen hatte, als der Brief eines dortigen Geschäftsfreundes eintraf. In Gegenwart des ganzen Comtoir-Personals und der Familie ward das Schreiben eröffnet, auch die Knaben drängten sich hinzu; denn man erwartete einen Schrei des Entsetzens, eine Schilderung des Brandes, der Verwüstung, einen Hilferuf; aber nichts von dem Allen fand sich in dem Briefe vor. Er enthielt nichts als die wenigen Zeilen:

„Machen Sie vor der Hand Nichts hierher bis auf weitere Ordre, da die halbe Stadt in Flammen steht, und man nicht weiß, wie sich in nächster Zeit die Geschäfte gestalten werden."

Dem warmherzigen Schwaben, der sich doch auch einbildete, mit Leib und Seele ein tüchtiger Kaufmann zu sein, stand der Verstand still bei einem solchen Brief in einer solchen Situation. Angesichts des Schreckens, der überall herrschte und des Jammers von Tausenden, die all' ihr Hab und Gut zu Asche werden sahen:

„Machen Sie vor der Hand Nichts hierher."

In Anatol's Knabenherz hatten sich diese Worte um

so tiefer eingegraben, als sie damals zum Stadtgespräch geworden waren und schließlich noch ihren Weg durch das „Miscellen-Gebiet“ der Zeitungen nahmen. Verdienten sie Bewunderung oder Verachtung? er wußte es nicht. Sie fielen ihm jetzt wieder ein, gleichsam als eine Devise für Hamburg und als ein Seitenstück zu dem Betragen seines Freundes.

II.

Ein ungleiches Paar.

Herr van Grohbecker bewohnte im Sommer eine elegante Villa, die er unweit Hamburg's besaß. Sie stand mitten in einem großen Garten, der nach den dortigen Begriffen schon für einen ansehnlichen Park galt, nach denen Adine's aber, ein beschränkter Raum war, in dem sie sich vorkam, wie ein Vogel im Käfig.

So erschien sie sich überhaupt in ihrer ganzen hiesigen Existenz. Sie war, das Kind eines anderen Welttheils, eines anderen Klima's, hierher versetzt, fast ohne zu wissen, wie ihr geschehen war.

Ihr Vater, Herr Henrion, war ein geborener Hamburger gewesen, der als Kaufmannsdiener sein Glück in Brasilien versucht hatte. Fortuna war ihm hold gewesen; er war zum reichen Mann geworden, eine reiche Heirath, die er gemacht, hatte sein Emporkommen noch mehr gefördert. So waren ihm schon achtzehn Jahre mit seiner Frau und im Besitz zweier hoffnungsvollen Söhne im

glücklichen Leben vergangen, als er seine Gattin verlor. Er bedauerte ihren Tod aufrichtig; aber er ertrug nach Männerart das Alleinsein nicht lange und heirathete wieder und zwar eine junge schöne Brasilianerin Aglaja Carvalho, eine Actrice des dortigen Theaters. Die Verwandten seiner ersten Frau sahen darin eine Mesalliance und beeinflußten die Söhne, die so schon groß genug waren, um eine Stiefmutter mit vorurtheilsvollen Blicken anzusehen und nun vollends eine, die man ihnen als eine Person von zweifelhafter Carrière verdächtigte. Indeß schickte der Vater seine Söhne zur weiteren Ausbildung in's Ausland, nach Europa, und führte zu Hause wieder ein glückliches Leben mit seiner reizenden zweiten Frau, die ihm noch ein Töchterchen, Adine, schenkte. Als die Söhne in das Vaterhaus nach einigen Jahren zurückkehrten und der eine sich verheirathete, übergab ihm der Vater das Geschäft in der Stadt und zog, sich selbst nur noch wenig darum kümmernd, mit Frau und Tochter auf eine einsam gelegene, große Besitzung. Als Adine fünfzehn Jahre alt war, starb ihre Mutter; der schon alt gewordene Gemahl überlebte den Verlust nur noch wenige Jahre. Er starb, vom Schlage getroffen und treu gepflegt von Adine. Er hatte durch den Schlag Sprache und Bewußtsein verloren, und wenn er auch noch einige Wochen lebte, so war er doch nicht mehr im Stande, noch eine letztwillige Verfügung für Adine zu treffen. Darum war sie nachher so ziemlich schutzlos der Gnade ihrer Stiefbrüder preisgegeben, die nicht nur die Herren des Geschäftes, sondern auch reicher als sie waren, weil ihre Mutter in der Ahnung, daß ihr Gemahl wieder heirathen werde, ihr eigenes großes mit der Aussteuer zugebrachtes Vermögen ihren Söhnen vermacht hatte.

Gleich nach dem Begräbniß des Vaters erklärte der älteste, verheirathete Sohn Henrion's, daß er für den Sommer den Landsitz mit seiner Frau selbst beziehen werde. So geschah es, und Adine ward in einige Hinterzimmer gedrängt, die bisherige Dienerschaft entlassen, und ein ganz neues Leben begann. So hatte Adine nicht nur den Schmerz, den Verlust des theuren Vaters zu ertragen, sondern sie sah sich auch plötzlich von lauter fremden Menschen umgeben, aus allen lieben Gewohnheiten gerissen und tagtäglich im Kleinen, wie im Großen, den willkürlichen Anordnungen von Personen preisgegeben, die ihr stets fremd und feindlich gewesen waren. Man ließ es sie fühlen, daß man sie als ein vollständig überflüssiges Familienglied betrachte, das bei jeder Gelegenheit im Wege war, und ihrer Mutter gedachte man stets nur mit einem Anflug von Haß und Verachtung: ja sie sollte sich als eine Unwürdige in die Familie gedrängt und es dann ganz allein veranlaßt haben, daß der Vater sich den Söhnen entfremdet habe.

Adine wußte kaum, wie sie solche Reden und eine solche Behandlung ertragen sollte. Sie war ein harmloses Naturkind, das man bisher mit Liebe auf den Händen getragen, dem man allen Willen gelassen hatte, und nun sah sie sich plötzlich in einer so veränderten Existenz! Täglich sann sie auf Mittel, wie sie sich einer solchen entziehen könnte, aber der ganz einsam und entfernt von dem Treiben der Welt Aufgewachsenen wollte kein Mittel einfallen. Der Vormund, den man ihr gegeben, ermahnte sie, ruhig auszuhalten: ein junges Mädchen müsse sich in die Welt fügen lernen und sei selbst schuld, wenn es sich in dem ihm zugewiesenen Kreise nicht wohl fühle.

Eines Tages brachte der jüngere Henrion einige fremde Geschäftsfreunde mit auf den Landsitz, darunter Herrn van Grohbecker aus Hamburg. Derselbe blieb ein paar Tage da und behandelte Adine mit einer Art von Auszeichnung, die sie bisher von Niemandem, der sie im Geleit ihrer Brüder besuchte, erfahren hatte. Sie fühlte eine Art von Vertrauen zu dem fein gebildeten, gemessenen Manne, der in vielen Momenten eine zärtliche — sie nannte es eine väterliche — Besorgtheit und Rücksicht für sie an den Tag legte.

Einmal im Garten, neben ihr promenirend, hatte er ihr von Deutschland und von Hamburg, der Heimath ihres Vaters, allerlei Merkwürdiges erzählt, das wenigstens ihr sehr neu und interessant erschien, so daß sie nicht müde ward, ihm zuzuhören und wißbegierige Fragen an ihn zu stellen, deren Beantwortung sie entzückte und endlich veranlaßte auszurufen, daß sie diese berühmte Stadt wohl auch einmal sehen möchte. Da fragte er sie plötzlich: ob sie sich dann nicht entschließen könne, gleich mit ihm zu reisen, und er werde in vierzehn Tagen wieder dahin zurückkehren. Sie wußte die Frage nicht zu deuten und bemerkte, daß sie wohl auch wie ihre Brüder einmal reisen und in der Welt sich umsehen möchte, aber es sei dies freilich für eine junge Dame sehr umständlich, und darum habe man es ihr verweigert und werde es wohl auch thun, wenn er selbst ihren Brüdern diesen Vorschlag machen wolle.

Herr Grohbecker war durch diese Antwort etwas in Verlegenheit gebracht und hatte einsehen müssen, daß er auf solche Weise schwerlich zu seinem Ziel kommen würde; daher entschloß er sich deutlicher zu sprechen. Er fragte

Adine, ob sie ihn begleiten wolle und für immer — als seine Gemahlin.

Adine war überrascht und verwirrt von diesem Antrag, sie wußte nicht, was sie dazu sagen sollte. Indeß der Freier hatte Geduld mit ihr. Er drang auf keine augenblickliche Antwort; er entschuldigte seine eilige Werbung mit der Kürze der ihm noch für Brasilien zugemessenen Zeit. Er stehe allein im Leben, fügte er hinzu, und habe sich längst nach einem Wesen wie sie, so voll Anmuth, reizender Natürlichkeit und edler Begabung, gesehnt; freilich, er verhehle es nicht, er sei zwanzig Jahre älter als sie, aber er wisse auch, daß gerade bei den reinsten Naturen der Unterschied der Jahre nur wenig in die Waagschaale falle. Er hoffe um so mehr Adine's Vertrauen dadurch zu verdienen, als er wisse, daß er ihr, der Alleinstehenden — wie er sich leider schmerzlich überzeugt habe — eine bessere Stütze, ein besserer Beschützer sein könne, als sie Beides bisher gefunden.

Sie fragte ihn darauf, ob er schon hierüber mit ihren Brüdern gesprochen.

Er schwieg eine Weile betroffen, dann verneinte er es. Damit belog er sie; denn wohl war vorher Alles zwischen ihm und den Brüdern, seinen „Geschäftsfreunden", verabredet worden, und dies Geschäft wie jedes andere, wenn auch erst, nachdem er Adine gesehen und Gefallen an ihr gefunden. Aber er wußte, daß jetzt von seiner Antwort auch ihr Ja oder Nein abhing, wußte, daß sie das, was ihre Brüder über sie verfügten, entweder gar nicht oder nur ungern eingehen würde, weil sie annahm, daß dies nicht in ihrem Interesse sein konnte; darum antwortete er um ihr Vertrauen vollends zu gewinnen: „Ich weiß, daß Sie ein

zu reines Herz haben, um sich in einer solchen Angelegenheit eine fremde Einmischung gefallen zu lassen, und wende mich darum vorher an Sie. Allerdings, wenn Sie es wünschen, werde ich statt Ihrer mit Ihren Brüdern sprechen, aber nicht, um sie um ihre Einwilligung zu bitten, sondern um ihnen zu erklären, daß ich, sobald Sie selbst entschlossen sind, mir zu folgen, mir das Recht, Sie mit mir zu nehmen, von Niemandem werde streitig machen lassen."

Diese Sprache machte den gewünschten Eindruck; sie gefiel Adine, und sie bat sich nur bis morgen Bedenkzeit aus. Als nun der neue Tag kam, trat sie Herrn Grohbecker mit einem frischen, muthigen Ja entgegen.

Freilich, als er ihr nach dieser Erklärung den Verlobungskuß geben wollte, da wehrte sie ihn erröthend ab und sagte ihm entfliehend: er möge erst mit ihren Brüdern sprechen.

Bald nachher suchte er sie wieder auf und machte sie glauben, daß ihre Verwandten erst Einiges eingewendet, daß sie gefunden, die Werbung von seiner Seite sei so unüberlegt wie ihre Antwort; Adine möge noch einige Zeit in ihrer Obhut bleiben, und wenn weder er noch sie nach einem halben oder ganzen Jahre andern Sinnes geworden und er vielleicht selbst die Reise nicht wieder machen könne, möge einer der Brüder ihm die Braut bringen; aber er selbst wolle natürlich nichts von einem solchen Aufschube wissen, und er hoffe Adine denke ebenso.

Und sie dachte auch so. Sie schauderte vor dem Gedanken, noch ein halbes oder ganzes Jahr unter diesen peinlichen Verhältnissen fortleben zu sollen, noch mehr vor dem, nachher mit einem der Brüder die Seereise in das unbekannte

Land zu machen und sie erklärte wiederholt, daß sie gleich mitgehen werde; sie gestand auch: eine rasche Ausführung des einmal gefaßten Entschlusses werde ihr die Trennung von der Heimath und die Wehmuth des Abschiedes erleichtern.

Jetzt durfte sie freilich dem Bräutigam den Kuß nicht verwehren; aber sie erwiderte ihn nicht, sie duldete ihn nur. Diese natürliche Sprödigkeit verlieh ihr in Grohbecker's Augen nur noch einen Reiz mehr. Genug, er war überzeugt, daß Adine entschlossen war, sein Weib zu werden. Die Frage nach Liebe und Glück stieg wohl kaum auf in der Brust eines Mannes, der wenig andere Wünsche kannte, als solche, deren Befriedigung für Geld zu haben war. Ein Mann war in seinen Augen glücklich, wenn er Geld hatte, einen gesicherten Besitz, ein wohlgeordnetes Geschäft, so daß er bei seinen Mitbürgern in Ehren und Ansehen stand, — eine Frau war es, wenn sie einen reichen, geachteten Mann bekam, der ihr schöne Kleider schenkte und sie zur Herrin seines Hauses machte, und es versetzte ihn also nicht in die mindeste Unruhe, daß Adine's Entschluß doch nicht durch ihres Herzens Neigungen, sondern durch die Verhältnisse bedingt war.

Man dürfte sich überhaupt wundern, daß Herr von Grohbecker in diesem Alter heirathete, gerade so wie man sich vorher wunderte, daß er nicht heirathete. Er hatte, so lange sein Vater lebte, das Geschäft hauptsächlich im Ausland vertreten, war erst ein paar Jahre ganz in Amerika gewesen und dann hatte er noch mehrmals Reisen dahin gemacht, wie eben jetzt wieder. Nach dem Tode seines Vaters wohnte er nach wie vor mit seiner unverheiratheten

Schwester zusammen, welche die Stelle der Hausfrau vertrat. Im Uebrigen wußte man nicht, ob ihm die Ungebundenheit des Garçonlebens besser behagte, als vielleicht die Pflicht des verheiratheten Mannes, oder ob diejenigen recht hatten, welche behaupteten, seine Schwester gefalle sich so in ihrer Stellung, daß sie sich in derselben erhalten wollte und darum Alles thäte, um ihren Bruder von der Wahl einer Lebensgefährtin abzuhalten, oder ihm dieselbe doch zu erschweren, daß sie gleichsam mit seiner Ehelosigkeit auch einen Grund für die ihrige suche, die nun noch als edle Resignation erschien, während die Welt derselben sonst eine mehr oder weniger gehässige Deutung gab. —

Adine war denn nun seit ein paar Monaten in der neuen Heimath. Aber die wechselnden Eindrücke, die sie gehabt, der Reiz der Neuheit für etwas, das ihr fremd, doch lange nicht so schön erschien, wie das, was sie verlassen, war erschöpft — sie begann Heimweh zu bekommen. Auf der Reise hatte sie noch mit ihrem Manne von der Heimath, noch von dem sprechen können, was ihr bisher theuer gewesen, er hatte sie wenigstens angehört. Aber nun mit einem Male war das anders. Seit er in Hamburg angekommen, schien er für nichts mehr Gedanken zu haben, als für das Geschäft. Von früh neun bis um fünf Uhr, wo er zum Diner heim kam, befand er sich in seinem Comtoir. Zu Hause hatte er den Kopf voll von Geschäften und sprach kaum bei Tische, denn er war nie daran gewöhnt gewesen; und nachher las er die Zeitungen, dazu ruhend und rauchend, wobei er auch nicht gestört zu sein wünschte, es aber nothwendig fand, daß seine junge Frau gegenwärtig war, wenn sie auch nicht sprechen durfte; aber es

mochte ihm angenehm sein, daß er von Zeit zu Zeit einen Blick auf sie werfen und sich selbst mit dem Bewußtsein schmeicheln konnte: auch dies reizende Geschöpf gehört mit zu meinem Besitz! Ueberdies war es ja in der Ordnung einer guten Hamburger Ehe, daß der Mann seiner Frau ein paar Stunden des Tages widmete, das konnte so in dieser Weise am Besten geschehen.

Hatte er sich nun auf diese Weise von den Geschäften und der Last des Tages erholt, so machte er entweder, noch rauchend, die Hände in den Taschen, eine Gesundheits-Promenade durch den Garten, d. h. er lief in den geradesten Gängen immer auf und nieder, oder er ging noch in einen Clubb oder, aber nur im seltensten Falle, machte er mit seiner Gemahlin eine Ausfahrt.

War Herr van Grohbecker abwesend, so tauchte seine Schwester auf, um die Herrin des Hauses zu spielen, der Schwägerin Schritte zu beobachten, zu beaufsichtigen und sie über das zu belehren, was sich schicke.

Adine fühlte, wie sich dadurch etwas wie ein electrisches Fluidum in ihr ansammelte, das vor der Hand nur im Herzklopfen, im leisen Zittern ihres ganzen Wesens und in sprühenden Blicken ihrer Augen sich äußerte; das aber wohl noch andere Wirkungen und Folgen haben konnte.

In einem solchen Zustand befand sie sich eben jetzt, als sie in nun freilich schon gewohnter Weise den Mittagsschlaf ihres Gemahls mit abzuwarten sich verpflichtet fühlte. Derselbe lag, in einen leichten seidenen Schlafrock gehüllt, auf dem Sopha, die Cigarre im Munde, die Zeitung in der Hand, mit halbgeschlossenen Augen schlaftrunken auf Adine starrend, die nicht weit von ihm in einem Schaukelstuhl

ruhte. Auch sie hatte es sich bequem gemacht. Sie trug, wie sie es in ihrer heimathlichen Einsamkeit des Sommers gewohnt gewesen, ein weißes, von oben bis unten faltiges Kleid, das nur in der Taille von einem breiten schwarzen Gürtel mit goldener Schnalle zusammengehalten war, ganz weite halb=offene Aermel hatte und eben so locker die schönen runden Achseln umgab. Ihr Haar fiel in gleicher freier Willkür auf die zarten weichen Formen hinab. Auf ihrem Schooß ruhte eine große Cyperkatze, zuweilen wie fragend zu ihr aufblickend, zuweilen schnurrend, wenn Adine's Hand sie liebreich streichelte.

„Sei nur wieder gut, Miezchen,“ flüsterte sie ihr zu, „es darf dir Niemand etwas thun; dich werde ich schon noch beschützen können!“

Herr Grohbecker sah jetzt etwas verdrießlich aus seinem Halbschlaf zu Adine auf und sagte: „Wir wollen jetzt doch ausruhen —“

„Recht gern,“ sagte Adine, „aber damit ich's auch kann, muß ich Dir doch vorher etwas sagen, jetzt, wo wir allein sind; denn wenn ich's Deiner Schwester selbst sage, weiß ich, ist es nicht gut gethan. Ich habe nämlich erfahren, wo mein Murner neulich drei Tage gewesen. Friederike hatte meine Katze einem Bettelknaben mitgegeben und gesagt, er könne sie an einen Kürschner verkaufen oder schlachten. Zum Glück ist der arme Bube menschlicher gewesen, oder auch klüger; denn er hat die Katze bei sich eingesperrt, und als er meine Annonce in der Zeitung gefunden, mir das Thier=chen wieder gebracht.

„Ach, Kindereien!“ murmelte Herr Grohbecker, offenbar von der Störung unangenehm berührt. „Du hast Dir etwas

weis machen lassen! Der Betteljunge wird ein ausgefeimter Schwindler sein, wie dies Gesindel meistens. Er hat vielleicht gehört und gesehen, wie viel Du auf die Katze hältst und sie weggefangen, um sie wiederzubringen, sobald dafür eine Belohnung annoncirt würde."

Einen Augenblick war Adine von dieser sehr rationellen Erklärung frappirt, auf die sie in ihrer Unschuld gar nicht gekommen war; aber im nächsten sagte sie doch wieder mit Bestimmtheit: „Aber ich weiß, daß Friederike und Murner auf dem feindlichsten Fuße leben."

Jetzt mußte Herr Grohbecker doch ein wenig lächeln. „Nun ja, sie hat diese Antipathie wie tausend andere Menschen," gab er zu; „aber es ist Unrecht von Dir, daß Du einer abgefeimten Prolaterierrange so ohne Weiteres glaubst und statt des fremden Jungen meine Schwester beschuldigst."

„Du kennst den Knaben?" fragte Adine, „Weißt Du wie er heißt? wo er wohnt?"

Herr Grohbecker ward nun ungeduldig: „Eine nette Zumuthung, die Adressen von Bettlerfamilien zu wissen und Bekanntschaften unter ihnen zu haben! Lass' mich in Ruhe! Wenn Du mich von Deiner Schooß = Katze unterhältst, so ist das nur eine Kinderei, die ich vergebe, Jedermann hat seine kleinen Passionen, und ich habe nichts gegen die Deinigen; aber mit dem Hamburger Bettelgesindel verschone mich, das ist das Schlechteste in der ganzen Welt!" Dabei schloß er die Augen und wendete sich mit einer gewissen Energie auf die andere Seite.

Adine verstand diese Pantomime und begriff, daß sie jetzt schweigen mußte; aber in ihrem kleinen Kopf waren

allerlei Gedanken lebendig geworden, die ihren Gemahl würden entsetzt haben, wenn sie gewagt hätte, dieselben auszusprechen. Die Reflexionen, die sie bald mehr und bald minder logisch aneinanderknüpfte, waren ungefähr diese: Da liegt er nun wieder und ruht und will um keinen Preis gestört sein — der personificirte Egoismus! Und ich soll mich nicht allein von ihm, sondern auch von seiner Schwester tyrannisiren lassen! Ich weiß, daß sie Alles thut, was mich verdrießt, aber er nimmt allemal ihre Partie — und ich stehe gerade so unter ihrer Controle, wie ich unter der meiner Brüder und der Frau des Einen war! O diese Controle ertrug ich sogar noch leichter: sie heuchelten wenigstens nicht, sie machten kein Hehl daraus, daß sie mich überall auf die Seite drängten. Aber hier gelte ich für die Herrin, hier nennt man mich Gebieterin und in Wahrheit bin ich doch nur eine Null! Hier nennt mich die neue Schwägerin „mein Engel“ und „meine Süße,“ und doch werde ich wie ein unmündiges Kind bevormundet, und wenn sie nicht gleich mit den Worten: „das ist hier nicht Sitte, das schickt sich nicht für die Gemahlin eines Hamburger Großkaufmanns!“ mein Thun und Lassen nach ihrem Geschmack regeln kann, so verschmäht sie die niedrigste Intrigue nicht — wie jetzt die mit meiner Katze! Und mein Gemahl, um seine Schwester davon frei zu sprechen, sie, die er doch als hinterlistig kennen muß, verdächtigt einen armen Jungen, den er gar nicht kennt! Und er duldet noch eher meine Sympathie für eine Katze, die doch nur ein Thier ist, als meine Sympathie für ein armes Kind! —

Als Adine bei diesem letzten Resultat ihrer Betrachtungen angelangt war, wurde sie von einer Ueberraschung unter-

brochen. Sie bemerkte nämlich plötzlich einen Fremden im Vorgarten der Villa, und da es selten war, daß sich ein solcher hier sehen ließ, so erregte er ihre besondere Aufmerksamkeit.

Mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit sprang sie auf, und die Katze machte einen weiten Satz auf den Fußboden des Zimmers hinab, so daß Herr van Grohbecker mit einem unwilligen Gemurmel erwachte.

III.

Der Fremde.

Der Unbekannte mußte von Auswärts sein, weil er sich einbilden konnte, die Thür eines Hamburger Landhauses werde mit einem Druck der Hand auf ihre blankgeputzte Messingklinke sich öffnen. Dieselbe widerstand natürlich durch den innerhalb vorgeschobenen Riegel, und so sah sich der Einlaßbegehrende genöthigt zu klingeln, was er mit einer Gewalt that, als wollte er die Todten auferwecken.

Herr van Grohbecker, noch in seinem vorigen Ideenkreise befindlich, murmelte ärgerlich: „Welche Unverschämtheit! wer weiß, ob das nicht die Bettlerrange ist, die Deine philantropische Naivetät befürwortet!“

„Es ist ein großer Herr, der etwas ausländisch aussieht,“ berichtigte Adine, „ja, der mich fast heimathlich gemahnt.“

Der Fremde sah sehr sonnenverbrannt und verwettert aus; ein runder breitkrämpiger Strohhut bedeckte ein

unternehmungslustiges Gesicht, daß auf ein Alter von etwa fünfzig Jahren schließen ließ. Seine Kleidung bestand aus hellfarbigem Sommerstoff und schien besonders auf Bequemlichkeit berechnet. Ein unter dem umgeschlagenen Hemdkragen nachlässig zusammengeknüpftes, schwarzseidenes Halstuch mit langen Enden, der runde Strohhut und überhaupt die ganze Erscheinung ließ auf den Seemann schließen, der aus einem anderen Welttheil käme. So weit war er von Adine bereits in's Auge gefaßt worden, als er durch den Garten kam. Jetzt vernahm ihr feines Ohr, was draußen vor der nicht allzuentfernten Hausthür gesprochen ward. Nach gewohntem Brauch hatte der Diener nur eine Spalte derselben geöffnet, und durch diese nach dem Begehren des Herrn gefragt.

Dieser sagte ziemlich kurz und barsch: „Ich will zu Fräulein Friederike van Grohbecker!"

Der Diener schien von diesem Verlangen und der Art wie es vorgebracht ward, überrascht, wenigstens schwieg er eine Weile, dann sagte er: „Darf ich um Ihre Karte, Ihren Namen bitten, damit ich Sie melden kann —"

„Narrenspossen!" rief der Fremde laut und schlug mit seinem dicken Stock gegen die Thür. „Sagen Sie nur dem Fräulein, es sei ein alter Bekannter da — Menzinger — wenn's denn sein muß, das wird genügen; ich aber habe weder Zeit noch Lust zum Warten!" Damit schleuderte er die Thür und den Diener zurück, der sie wahrscheinlich wieder hatte schließen wollen, und man hörte einen gewichtigen Schritt durch den Hausflur.

Die Zimmer Friederikens waren im ersten Stock, und sie pflegte um diese Zeit dort ebenfalls etwas zu ruhen. Man

hörte den Diener mit eiligem Schritt, wahrscheinlich beflügelt durch die energischen Worte des nachfolgenden Fremdlings, die mit Teppichen belegte Treppe hinaneilen.

Herr van Grohbecker hatte weder ein so feines Ohr wie Adine, noch hatte er Neigung, auf einen Vorgang zu achten, von dem er glaubte, er werde durch eine kurze Abfertigung seiner gut instruirten Dienerschaft beseitigt sein; er war viel zu phlegmatisch, um näher darauf zu achten. Adine aber, die es noch nicht erlebt hatte, daß ein Fremder so eindrang, noch weniger, daß ein Herrenbesuch zu ihrer Schwägerin kam und darum ein wenig neugierig war, sagte lächelnd: „Es scheint uns nichts anzugehen — es ist ein Herr Menzinger, der zu Friederike will.“

Herr van Grohbecker, der eben, beide Hände in den Taschen seines Schlafrockes, mit den Zipfeln desselben und den langen schwerseidenen Quasten wedelnd, einen fast kreiselnden Rundgang durch das Zimmer machte, von denen Adine nervös zu werden pflegte, blieb bei diesen Worten wie vom Donner gerührt stehen, sah sie prüfend an, als habe er etwas Unerhörtes vernommen und fragte bedächtig: „Wie sagtest Du?“

Adine antwortete unbefangen: „Du achtetest nicht darauf; ich hörte, daß der Fremde nach Fräulein Friederike van Grohbecker fragte, sich selbst Menzinger und einen alten Bekannten von ihr nannte. Du kennst ihn also wohl auch, und es ist ein Freund des Hauses?“

Das in der Regel unbewegliche Gesicht des Herrn van Grohbecker nahm bei diesen Worten einen Ausdruck an, wie ihn Adine noch nie bemerkt hatte. Er zog die Augenbrauen in einer Weise in die Höhe, daß sie sich zu kräuseln schienen, die Querfalten seiner Stirn vertieften

sich, die Ohren bekamen eine eigenthümliche, blaurothe Farbe und sein Mund öffnete sich weit. Nur etwas Außerordentliches und noch dazu nur etwas außerordentlich Unangenehmes konnte eine solche Veränderung hervorrufen. Einige Augenblicke war er stillgestanden, dann begann er seine Promenade im Kreise wieder mit schnelleren Schritten. Adine fühlte sich in die höchste Verlegenheit gebracht, da sie nicht wußte, ob sie bleiben oder gehen, fragen oder schweigen sollte.

Fast eine Viertelstunde verlief in dieser peinlichen Lage, und Adine wußte für sich selbst keinen andern Ausweg, als sich endlich wieder mit ihrer Katze zu beschäftigen, die anfänglich zu denken schien, Herr van Grohbecker laufe nur darum so im Zimmer einher, damit sie nach den Quasten seines Schlafrockes haschen könne; da aber die Herrin fürchtete, dies möchte die Aufregung des Gemahls nur verschlimmern, nahm sie Murrner wieder auf den Arm und zog sich mit ihr in den äußersten Winkel des Zimmers zurück, um aus dem Bereich der stürmisch wehenden Schlafrockzipfel zu kommen.

Da pochte es draußen. Adine dankte Gott, in der Hoffnung, dadurch aus ihrer peinlichen Verlegenheit erlöst zu werden und Aufklärung über den seltsamen Besuch und die noch seltsamere Aufregung zu erhalten. Herr van Grohbecker stand still und rief ein energisches „Herein!“

Es war sein Diener, welcher eintrat und meldete, das gnädige Fräulein lasse den gnädigen Herrn ersuchen, doch einen Augenblick zu ihr hinauf zu kommen, es sei ein Herr da, der um die Ehre bitte, ihn bei ihr zu sprechen.

Herr van Grohbecker runzelte die Stirn, überlegte einen

Augenblick und folgte dann dem Diener, ohne weiter ein Wort zu fragen. Auch dieser Fall war ein ganz neuer und machte Adine nur noch gespannter, wie diese sonderbaren Vorgänge sich weiter entwickeln würden. Vor Allem aber athmete sie jetzt froh auf, daß sie allein war.

Es verging wieder eine Viertelstunde, in der sie Zeit hatte, sich zu erholen, als der Diener abermals erschien und ihr ausrichtete, der gnädige Herr lasse sie ersuchen, sich auf den Empfang des fremden Herrn vorzubereiten, der ihr vorgestellt zu sein wünsche.

Das hieß also wohl, sie solle in der Zwischenzeit andere Toilette machen. Sie ging daher sogleich in ihr Ankleidezimmer, um dies zu thun und schellte ihrem Kammermädchen. Sonderbar! vorhin hatte man den Fremden fast wie einen Vagabunden behandelt, die Nennung seines Namens hatte Herrn van Grohbecker in die merkwürdigste Aufregung versetzt, und nun wollte er ihn zu ihr bringen, nun sollte sie für ihn Toilette machen!

Minna, das Kammermädchen, die erst bei Adine's Ankunft zu deren eigener Bedienung in's Haus gekommen war und nur durch die älteren Dienerinnen, die Köchin und das Stubenmädchen über die Gewohnheiten des Hauses unterrichtet war, zeigte sich zwar gegen Fräulein Friederike sehr unterwürfig, weil sie sonst um ihren Posten gekommen wäre, im Stillen aber verabscheute sie das Fräulein und suchte dagegen der jungen Herrin alle Wünsche an den Augen abzusehen. Sie sagte jetzt zu Adine: „Nun, das ist auch noch nicht dagewesen, daß ein Fremder so ohne Weiteres dem Fräulein aufwartet. Er schien auch ganz gut Bescheid zu wissen, denn er fand oben

gleich die rechte Thür. Auch hörte ich im Vorbeigehen, daß er dem Fräulein sagte: Donnerwetter! Bist Du aber alt geworden! nun und was er noch weiter sagte, — es schickt sich nicht, daß ich es wiederhole.“ Minna lächelte dabei in sich hinein und schien eine Aufforderung der Herrin zu weiterer Mittheilung zu wünschen.

Adine hatte bisher zwar nie den verwandtschaftlichen Takt gegen ihre Schwägerin aus den Augen gesetzt, seit dem Vorfall mit der Katze hatte sich aber ihre Antipathie gegen diese Verwandte immer mehr gesteigert und in diesem Augenblick war sie noch zu neugierig auf Alles, was zur Aufklärung des sonderbaren Besuches dienen konnte, als daß sie vermocht hätte, ein lächelndes „Nun?“ zu unterdrücken.

Und Minna benutzte dies sogleich, um zu beenden: „Er sagte: Da sieht man, was Gift und Galle vermögen.“

Adine konnte allerdings darüber kaum ein Lächeln verbergen, und sie war nun doppelt gespannt, einen Mann zu begrüßen, der sich das erlauben durfte und dennoch freundlich empfangen ward. Aus dieser Ungenirtheit des Gastes schloß sie, daß derselbe ein Verwandter des Hauses sei.

Kaum war sie mit der Toilette fertig und in das vorige Zimmer zurückgekehrt, als auch ihr Gemahl, Friederike und der Fremde eintraten. Die Geschwister sahen Beide ziemlich verstört aus und zwar in verschiedener Weise. Der Bruder schien zornig aufgeregt zu sein, wie die geschwollenen, dunkelen Stirnadern und die aufgeblasenen Nasenlöcher verriethen. Friederike aber bot mehr ein Bild der Schaam, der aufgedeckten Sünde dar, jedoch fehlte der Ausdruck von Reue und Buße. Die fest zusammengekniffenen Lippen, die gelb=

braunen, sich unruhig unter zwickernden Augenlidern im Kreise drehenden Augen spiegelten einen namenlosen zurückgehaltenen Zorn wider; ihre Gesichtsfarbe war so grünlichgelb, daß die obige Bezeichnung „Gift und Galle" in der That etwas Berechtigtes hatte.

Auch der Fremde erschien aufgeregt oder vielmehr in einer gewissen rohen Natürlichkeit. In dem Augenblicke, als er eintrat, schien eine unverhohlene Spannung die vorherrschende Bewegung seines Innern zu sein. Zuerst malte sich etwas wie Enttäuschung in den Mienen, als er seine Augen auf die junge Dame richtete; dann aber, als er sie näher betrachtete, während Herr van Grohbecker die Beiden einander vorstellte: „Herr Menzinger, ein Geschäftsfreund, der aus Südamerika kommt und auch Deine Heimath kennt, Adine — meine kleine Frau," da hörte Herr Menzinger nicht erst auf die letzten Worte, sondern rief sogleich, seine Hand ihr entgegenstreckend:

„Donnerwetter, das ist wirklich Dinchen Henrion, der reizendste Kolibri, den ich jemals in Brasilien gesehen; das ist wirklich die Tochter des edlen Henrion, dem ich so viel verdanke, der, als ich mit den Kaiserlichen Söldnern Ungelegenheiten gehabt hatte, mich Monate lang bei sich aufnahm, bis ich's wieder wagen konnte, in See zu gehen. Freilich, damals war Dinchen noch ein niedliches, kleines Ding, das ich Du nennen durfte, und das mich Onkel Olivier hieß."

„Onkel Olivier!" rief jetzt Adine in einem Tone aus, der fast jubelnd klang. „Onkel Olivier! ja ja, der sind Sie. Aber freilich, es sind acht Jahre seitdem vergangen. Drüben, in unserer Villa, unter unseren hohen Bäumen

und prangenden Blumen, zwischen denen Sie mich so oft spazieren führten, mich haschen wollten und dann sagten, ich sei ein Blitzmädel, wenn ich auf einen Baum kletterte und von oben herab Ihnen Blätter in's Gesicht warf — ja dort unter unserer schönen, heißen Sonne, unseren großen, funkelnden Sternen, da würde ich Sie sofort erkannt haben; aber wie konnte ich hier daran denken! und dort hießen Sie ja auch Olivier und nicht Menzinger; diesen Namen hatte ich nie gehört."

Adine sah ganz verklärt aus, als sie das sprach. Ihr Gemahl war betroffen. Er stellte sich gar nicht vor, daß, wie jetzt, ihr ganzes Gesicht so vor Entzücken strahlen und ihre Augen so leuchten konnten gleich den südlichen Sternen, von denen sie sprach. Ihre ganze, zarte Gestalt schien sich leicht zu heben; ihr kleines Händchen verschwand ganz in der plumpen, großen Hand des Mannes, der ebenfalls mit verklärtem Gesicht auf ihre Rede hörte und die kleinen Finger fast zerdrückte, die das ganz ruhig aushielten.

„Nun, ich muß gestehen —" begann Herr van Grohbecker und maß seine Gemahlin mit Blicken der äußersten Mißbilligung.

Aber mit Stentorstimme überschrie der neue Ankömmling dies „Hamburger Gelispel", wie er sich ausdrückte, und sagte: „Ja, freilich, das ist ein unerwarteter Empfang und ein unerwartetes Begegnen; das konnt' ich nicht denken, daß Dinchen Henrion Frau van Grohbecker werden, und daß ich Sie hier in Hamburg wiedersehen würde!"

„Und da Sie es nicht dachten," fiel ihm Adine in's Wort, „muß ich das Geschäft um so mehr segnen, das Sie in unser Haus führte!"

Herr Menzinger warf bei diesen Worten einen sonderbaren, hämischen Seitenblick auf die Geschwister Grohbecker, als wollte er damit sagen: diese Beiden segnen mein Geschäft schwerlich! Indeß folgte er lächelnd Adine's Aufforderung, sich niederzusetzen, und während sie ihren gewohnten Platz im Schaukelstuhl einnahm, setzte er sich auf einen Puffer an ihrer Seite; Herr van Grohbecker begab sich höchst verdrießlich in seine Sophaecke, während ihm Friederike einen verzweiflungsvollen Blick zuwarf: es schien, die Geschwister hatten nichts weniger erwartet, als ein solches häusliches Niederlassen. Und nun kam vollends, als stünde Adine mit unsichtbaren wie sichtbaren Geistern im Bunde, in diesem Augenblick Minna mit der Kaffeemaschine nebst Service und stellte Alles auf den Tisch vor Adine nieder. Ihr Gemahl hatte einen mißbilligenden Blick und ein kurzes, unverständliches Gemurmel dafür. Adine gab diesem Zeichen eine beliebige Deutung und sagte, indem sie den Spiritus unter der gläsernen Kaffeemaschine in Brand steckte: „Du weißt ja, es dauert nicht länger als zehn Minuten, dann ist der Kaffee fertig! — Belieben die Herren vielleicht unterdessen zu rauchen?“ und mit reizender Geschäftigkeit holte sie ein Miniatur-Schweizerhäuschen von Nußbaumholz, mit Perlmutter ausgelegt, herbei, aus dem mittelst eines Fingerdruckes die verschiedenartigsten Cigarren hervorsprangen. Eine davon reichte sie dem Gemahl, eine andere wählte sie für Herrn Menzinger mit den Worten: „O, ich weiß noch, welche Sorte Sie lieben.“ Sie erging sich sodann in der allerliebsten Plauderei, wozu Kindeserinnerungen den Stoff gaben. Plötzlich aber unterbrach sie sich, indem sie sich an Herrn van Grohbecker wendete, weil sie fühlte, daß sein Auge

fortwährend mißbilligend auf ihr ruhte: „O, nicht wahr, ich bin auf einmal recht geschwätzig geworden; aber es ist zu reizend, einmal Jemand zu finden, der unsere Kindheit gekannt, mit dem man von ihr und von Vater und Mutter plaudern kann!“

„In der That, es scheint so,“ erwiderte trocken der Gemahl, und er wie seine Schwester betheiligten sich so wenig als möglich an der Unterhaltung; er vertiefte sich schließlich sogar in eine Zeitung, die vor ihm lag, und Friederike holte ihr Strickzeug, an dem sie bald so gewaltig arbeitete, daß die Nadeln klirrten. Adine achtete nicht darauf und plauderte mit Herrn Menzinger nach Herzenslust weiter von ihrer Heimath, ihren Eltern, ihren Kinderspielen und von allen Menschen, die damals in ihren Lebenskreis getreten waren. Mit andachtsvoller Wehmuth hatte sie den Tod ihrer Mutter, wie den späteren ihres Vaters berührt. „Dann ward Alles anders,“ fügte sie in einem Tone hinzu, dem man den Stachel anmerkte, der ihr noch im Herzen saß, und Herr Menzinger konnte sich selbst den Nachsatz bilden: sonst hätte ich nie meine Heimath verlassen, um Frau van Grohbecker zu werden. Aber er war trotz seiner Derbheit zartfühlend genug, dies nur mit einem „Aha“ anzudeuten und dafür lieber der Trefflichkeit ihrer Eltern eine fast begeisterte Gedächtnißrede zu halten, die in Adine's Seele natürlich das lebhafteste Echo fand.

So war fast eine Stunde vergangen, als sich Herr Menzinger erhob, um zu gehen. „Schon?“ sagte Adine, während es schien, daß die Geschwister kaum ein gestöhntes: „Endlich!“ zurückhalten konnten.

Adine sprach nochmals ihre Freude aus, „Onkel Oli=

vier" so unerwartet wiedergesehen zu haben und bat, für den Fall, daß er noch einige Tage in Hamburg bleibe, seinen Besuch zu wiederholen.

Olivier Menzinger schien diese Einladung besonders naiv zu finden und warf ironische Seitenblicke auf Friederike, die sich bemühte, dieselben zu ignoriren. Er hatte schon vorher erwähnt, daß er vor Kurzem aus San Francisco in Bremen angekommen sei und seinen Aufenthalt in Europa von einem Geschäft abhängig mache, das bis jetzt weder in Bremen noch hier in Hamburg — er sah auch dabei Friederike mit drohenden Blicken an — sich habe erledigen lassen, das er aber um keinen Preis aufzugeben gedenke; er werde daher vor der Hand nicht länger hier bleiben, sondern weiter „in's Land" reisen müssen; ob er dann von Hamburg oder einem andern Hafen aus wieder in See gehe, werde von den Umständen abhängen; berühre er aber Hamburg wieder, dann werde er keinesfalls verfehlen, hier vorzusprechen; er sagte das mit höhnischer Bedeutsamkeit zu Friederiken gewendet, und fügte dann speciell für sie hinzu:

„Es bleibt also bei dem, was ich vorher erklärt. Ich bin entschlossen, nicht eher zurückzukehren, als bis ich meinen Zweck erreicht habe. Meine Schiffe sind inzwischen in guten Händen, und um meiner Geschäfte willen kann ich mir's schon einmal eine Zeit lang unter den Landratten gefallen lassen, wenn ich's nur sonst eben aushalte. Und somit bis auf Weiteres Lebewohl!" Damit verabschiedete er sich von Friederike. Zu Herrn van Grohbecker sagte er mit einem eigenthümlichen Gesichtsausdruck:

„Ich denke, Sie sind nun auch durch die heute erhalte-

nen Aufklärungen in manchen Dingen anderer Ansicht geworden und werden mich bei dem Abschluß des Geschäftes, das mich herübergeführt, eher unterstützen, als mir hinderlich sein. Sie sehen, ich bin nicht der Mann, der Opfer von Ihnen verlangt, oder jemals hinter Ihrem Rücken intriguirt hat, wie gewisse andere Leute, welche gleichwohl vorgeben, Ihnen Alles zu Liebe zu thun. Sie wissen nun wie Sie von dieser Seite berathen sind. Aber verlassen Sie sich auch darauf, daß ich rücksichtslos vorgehen werde, wenn ich nicht zu meinem Rechte komme; denn so klug bin ich auch, daß ich mir nicht weißmachen lasse, der Teufel sei ein Eichhörnchen."

„Ich werde thun, was in meinen Kräften steht," sagte Herr van Grohbecker mit gezwungener Freundlichkeit und fügte doppelsinnig hinzu: „und wenn der Mann, mit dem man es zu thun hat, ein Ehrenmann ist, so kann es nicht zweifelhaft sein, daß am Schluß beide Parteien zufrieden gestellt werden müssen. Wenn es übrigens zwischen uns noch etwas zu unterhandeln giebt, so ist es besser, Sie unterhandeln dann gleich direkt mit mir."

„Sie haben Recht, Mann gegen Mann, es ist besser, und ich freue mich, Sie in dieser Stimmung zu verlassen, also Gott befohlen!" rief Herr Menzinger energisch und fügte, auf Adine deutend, mild hinzu, „und schon um dieses Engels willen wünsche ich Ihrem Hause Segen und Frieden!" Er drückte Adine noch einmal die Hand und stampfte hinaus.

Die Drei blieben schweigend zurück. Adine machte sich mit dem Zusammensetzen des Kaffeezeugs zu thun; halb fühlte sie sich beklommen, weil sie die Ahnung hatte, daß

ihr Gemahl mit ihrem Betragen nicht ganz zufrieden sei, halb war sie neugierig, etwas Näheres über das Verhältniß der Familie zu Herrn Menziger zu erfahren; aber da es sich dabei hauptsächlich nur um „Geschäfte“ zu handeln schien, so scheute sie sich, danach zu fragen. Sehr unheimlich fiel ihr jedoch auf, daß ihr Gatte seine Promenade durch das Zimmer gleich wieder begann.

Als Herr Menzinger das Haus und den Garten verlassen hatte, und man seine kolossale Gestalt noch durch die Lindenallee, die sich längs der Straße dahinzog, schreiten sah, verließ Friederike stumm das Zimmer und begab sich wieder die Treppe hinauf.

So lange hatte Herr van Grohbecker gewartet, bis er seinem Unmuth Luft machte. Er war aber nicht weniger unzufrieden mit Friederike als mit Adine, und weil er das war, wollte er weder der Einen noch der Anderen die Genugthuung gönnen, zu erfahren, daß er mit Beiden unzufrieden war. In Bezug nämlich auf die Gesinnung seiner Schwester gegen Adine, mit der er vorhin noch wegen der Katzengeschichte gestritten hatte, schien er nun noch stärkeres Beleuchtungsmaterial erhalten zu haben, als dies, dessen Brauchbarkeit er noch anzweifeln konnte. Er wußte selbst nicht, über welche von beiden Frauen er aufgebrachter war, und darum machte er, um seinen Groll auszulassen, mit der den Anfang, die ihm die geringfügigere Ursache und in fast unschuldiger Weise dazu gegeben.

„Das muß ich gestehen,“ begann er, „ein so unpassendes Betragen Deinerseits habe ich lange nicht erlebt. Eine solche Vertraulichkeit mit einem solchen Lump! Du hast uns in die äußerste Verlegenheit gebracht!“

Sie sah fragend auf und sagte auf den Verweis mit bescheidener Ruhe: „Die Vertraulichkeit, glaubte ich, wäre hinlänglich durch die Kindheitserinnerungen erklärt worden, und ich bat Dich schon in seiner Gegenwart um Entschuldigung dafür, daß ich mehr von der Vergangenheit sprach, als Euch interessiren konnte. Und so wenig wie ich noch jetzt glaube, daß ein Mann, dessen Beschützer mein Vater war und den er seinen Freund nannte, wirklich ein Lump gewesen, so wenig kann ich auch glauben, daß einen solchen mir mein Gemahl zuführen und als Geschäftsfreund vorstellen würde."

Herr van Grohbecker biß sich in die Lippen und entgegnete: „Du hast eben keine Welt- und Menschenkenntniß; man kann in mancherlei Lagen kommen, wo man auch einen verächtlichen Menschen doch nicht ganz vor den Kopf stoßen darf, und darum willfahrte ich Menzingers Wunsch, ihn Dir vorzustellen; daß Du ihn aber so en famille zum Kaffee einladen und stundenlang da behalten würdest, überstieg indessen doch nicht nur die bloße Form der Höflichkeit, sondern in meinen Augen alle Begriffe."

„Da Du mir den Besuch erst anmelden ließest, glaubte ich, es geschehe, damit ich den Kaffee sollte vorbereiten lassen, und so gab ich immer im Voraus diesen Auftrag, damit sich Friederike nicht erst mit diesem Befehl bemühen sollte, ja, ich glaubte gerade dem Gast eine Aufmerksamkeit erweisen zu müssen, da sich ja der mir Gemeldete gleich zuerst zu ihr begeben hatte, und ich also gerade einen Freund von ihr und keineswegs von mir erwarten mußte. Daß sie nachher fast kein Wort mit ihm sprechen mochte, konnt' ich doch nicht vorhersehen. Wahrlich, noch nie ist

mir eine Aufmerksamkeit, die ich für sie zu haben mich befleißigte, so schlecht ausgelegt worden!"

Auch dieser Rechtfertigung Adine's widersprach ihr Gemahl mit herber Kürze: „Du konntest aber schon an der rohen Art, mit der dieser Mensch vorhin in unser Haus drang, merken, weß Geistes Kind er war und auch, daß mich seine Ankunft — frappirte."

Adine zuckte die Achseln und entgegnete etwas gereizt: „Gesagt hast Du nichts darüber und, um Deine Mimik zu deuten, besitze ich nicht genug Welt- und Menschenkenntniß, und eben so wird es mir so lange nicht möglich sein, diesen Herrn Menzinger, in dem ich Onkel Olivier wiederfand, als einen Lump zu verachten, bis ich nicht von Dir die Thatsachen erfahren habe, auf welche sich diese Deine Behauptung gründet. Dadurch, daß er ein etwas rauher Seebär mit ungehobelten Manieren ist, wird er mir noch nicht verächtlich."

„Jede Frau hat die Urtheile ihres Mannes auf Treu und Glauben hinzunehmen und sich danach zu richten!" rief Herr van Grohbecker entrüstet. „Ich habe keine Zeit, Dir Dinge auseinander zu setzen, die Du doch nicht verstehst!" Damit verließ er das Zimmer und ging die Treppe hinauf, wahrscheinlich zu Friederike.

Jetzt sprühten die Augen Adine's, mit denen sie auf die Thür sah, durch welche Herr van Grohbecker verschwunden war, heftige Zornesfunken. Welch ein Wort war zu ihren Ohren gekommen! Sie sollte auf Treu und Glauben die Urtheile ihres Mannes hinnehmen, nur weil er es war, der sie aussprach. Er, der so verschieden von ihr war und dachte und empfand! Wie war das möglich? und wie unwürdig, selbst wenn es

möglich gewesen wäre! Sie hatte wohl schon immer gefühlt, daß man dies Verlangen an sie stellte, aber es war doch nur indirekt angedeutet, nie so offen ihr erklärt worden. Jetzt fühlte sie sich davon im höchsten Grade empört. Sie sollte nicht fragen und nur blindlings sich mit ihrem Urtheil einem Anderen unterwerfen. Es konnte ja sein, daß auch dieser Freund ihres Vaters, den sie ja nur in ihrer Kindheit als solchen gekannt und der sich seitdem, wie er selbst erzählte, viel in der Welt herumgetrieben, im Geschäftsleben nicht immer nobel und reell benommen hatte, daß er vielleicht sogar sich gegen Herrn van Grohbecker oder seine Firma etwas hatte zu Schulden kommen lassen; aber warum sagte ihr Gemahl es ihr denn nicht jetzt offen, wo er sah, daß sie nur einen Beweis verlangte, um anderes Sinnes zu werden? War der Eheherr wirklich so sehr Tyrann, daß nur das blinde Glauben und Gehorchen von ihrer Seite einen Werth für ihn hatte? oder war es eine Handlung, eine Begebenheit, die er nicht erzählen wollte, vielleicht weil sie, von einem unbefangenen Auge betrachtet, doch nicht alle Schuld nur auf Menzingers Seite erscheinen ließ? Oder waren nicht vielleicht Beide im Unrecht gegen einander, und sollte nicht am Ende Friederike die Vermittlerin machen, weil Menzinger zuerst zu ihr gegangen, und dann erst ihr Bruder gerufen worden war? Freilich bei dem Character der Schwägerin erschien es ihr unwahrscheinlich, daß dieselbe jemals als Friedensgenius angerufen würde, am wenigsten von einem Manne, der, wie sie sich aus Minna's Bericht entsann, von Friederikens „Gift und Galle" gesprochen hatte.

Wie aber auch Adine grübeln mochte, sie kam nur zu

dem Resultate, daß hier irgend ein Familiengeheimniß obwalte, das sie nicht erfahren sollte, und sie ward in dieser Ansicht um so mehr bestärkt, als Friederike den ganzen Abend nicht wieder zum Vorschein kam, und Herr van Grohbecker, nachdem er sie verlassen hatte, sogleich ausging, ohne erst, wie er sonst gewöhnlich that, seiner Gattin ein Lebewohl zu sagen.

Am folgenden Tage überraschte er sie mit der Nachricht, daß Friederike noch an diesem Mittag zu einer Freundin nach Bremen reisen werde, die schwer erkrankt sei und sie um ihre Gegenwart habe bitten lassen. Friederike selbst hatte natürlich dadurch noch so viel zu thun und anzuordnen, daß sie für Adine nur noch auf Momente sichtbar war und ihr dann ein eiliges Lebewohl, wenn auch in gewohnter affectirt zärtlicher Weise, sagte. Herr van Grohbecker ließ sich selbstverständlich dadurch nicht abhalten, zur gewohnten Stunde in sein Comtoir zu fahren und sah seine Frau also erst um fünf Uhr bei Tische wieder, als Friederike bereits abgereist war. Eben so wenig wie diese des gestrigen Besuches noch im Gespräch gedachte, da sie viel zu beschäftigt war, eben so wenig that dies Herr van Grohbecker im Laufe des Tages, und Adine war im Stillen viel zu erfreut über Friederikens Abreise, durch die sie sich einige Zeit von dem lästigsten Zwange befreit fühlte, als daß sie nicht ganz unwillkürlich einen heiteren Ton gegen ihren Gemahl hätte anschlagen sollen, der seinerseits darin einen Versuch fand, ihr gestriges Betragen wieder gut zu machen und freundlich darauf einging.

So war denn der bedrohte Ehefrieden wieder sichergestellt.

IV.

Ein Bankerott.

Als Otto Michaelis auf dem Bahnhofe seiner Vaterstadt ankam, eilte er, sich schnell in eine Droschke zu bergen; denn ihm war, als müßten ihm sogleich mitleidige oder höhnische Gesichter begegnen, denen er um jeden Preis ausweichen wollte.

Viel zu langsam für ihn hatte die Droschke das Haus endlich erreicht, das er sein Vaterhaus nannte, und das er heute zum ersten Male mit Bangen und Grauen betrat. Es war kein sehr großes Gebäude, und die Familie bewohnte es nach alter reichsstädtischer Sitte allein. Im Parterre waren die Geschäftslokale, in der ersten Etage die eigentlichen Wohnräume, in der zweiten, die nur aus einem breiten Giebel bestand, befanden sich, nach dem Brauch altdeutscher Gastfreundschaft, die Fremdenzimmer. Wie traurig ließ Otto seine Blicke über alle diese Fenster gleiten! Da unten im Erdgeschoß wurden sie von den schweren, dunkeln Holzläden mit den schrägen Eisenkrampen darüber verdeckt, so auch die Gewölbethür. Das Geschäft war geschlossen, wie sonst nur an hohen Festtagen oder am Feierabend, so jetzt in der bewegtesten Geschäftsstunde des Werkeltags! Das unselige Wort „geschlossen“ hatte in der telegraphischen Depesche gestanden, die ihn hierher rief, er war darauf vorbereitet und dennoch schmetterte ihn der Anblick der Wirklichkeit zu Boden. Er war sonst immer an der Gewölbethür vorgefahren, weil die Hausthür fast immer verschlossen war und nur von innen geöffnet zu werden pflegte, wenn Jemand unten

schellte; heute mußte er letzteres thun. Er war in diesem Hause geboren und erzogen und vor einem Jahre, als er zuletzt hier gewesen, hatte Alles den gewohnten Gang eines flotten Materialgeschäftes gehabt, in dem ein Handel en gros & en detail sich mit Güterspedition vereinigte; hätte damals sein Vater eine Ahnung von dem gehabt, was ihn nach Jahresfrist betreffen sollte, er würde doch wohl dem Sohne eine Mittheilung gemacht, ihn zu sich berufen haben, um mit Hilfe der jungen Kraft zu retten, was noch zu retten war.

Während Otto unwillkürlich wieder den Gedanken über die Vergangenheit, die schon seine steten Reisebegleiter gewesen waren, Raum geben wollte, sprang die Hausthür auf und Herr Mättig, der erste Buchhalter des Geschäftes, trat ihm mit verstörten Mienen entgegen.

„Ach, es ist ein Glück, daß Sie endlich kommen; wir getrauten uns nicht ohne Sie den Gläubigern einen Vorschlag zu machen,“ und dabei reichte er Otto die Hand.

„O mein Gott!“ rief Otto, „dieser Empfang! Komm' ich zu spät zum Begräbniß?“

Der Buchhalter schlug die Augen nieder: „Diesen Morgen in aller Stille — beruhigen Sie sich wenigstens über Eins, es war doch noch ein ehrliches Begräbniß; der Herr Gerichtsrath Beyer hat es durchgesetzt.“

„Barmherziger Gott!“ fuhr Otto heraus, „so habe ich recht geahnt. Er hat Hand an sich selbst gelegt?“

Herr Mättig nickte nur traurig.

„Weiß es meine Schwester?“

„Ach, sie hat ihn ja zuerst so gefunden.“

„Wie denn?“

„Todt, im Bette; er hatte sich die Adern geöffnet.“

Otto verhüllte sein Gesicht vor dem grausigen Bilde, das diese Worte vor seinen Augen entrollten.

„Meine arme Schwester!“ rief er verzweiflungsvoll.

In diesem Augenblick kam sie selbst die halbe Treppe herab; er sprang ihr entgegen, da er sie sah, und sie hing einen Augenblick stumm an seinem Halse; dann zog sie ihn, noch keines Wortes fähig, weiter mit sich hinauf in ihr Wohnzimmer.

Natalie war eine edle, schlanke Gestalt mit sanften Zügen, die etwas Sinniges hatten, aber nur für Diejenigen, die ein zartes, weibliches Gemüth zu schätzen wissen. Sie war älter als ihr Bruder und nahm ein durch die stille Würde bescheidenes, aber doch bestimmtes Auftreten an. Der schwarze Traueranzug, den sie trug, erhöhte mit seinem einfachen Schnitt das Charakteristische einer Erscheinung, die zu bedeutsam war, um mit einem alltäglichen Maßstab gemessen zu werden. Man konnte es ihr anmerken, daß sie seit Jahren schon in jener halben Selbstständigkeit waltete, die vielen Frauen beschieden ist. Natalie war ihrer Mutter, die Jahre lang an schwerer Krankheit gelitten, eine treue Pflegerin gewesen und hatte unter ihren Augen dem großen Haushalt vorstehen und die häuslichen Gewohnheiten und Wünsche ihres Vaters beobachten gelernt, so daß, als die Mutter starb — es war nun schon bald ein Jahrzehnt seitdem vergangen — Alles im Hause unverändert blieb, und Vater und Tochter gleichsam in dem schweigenden Uebereinkommen mit einander fortlebten, daß auch Alles so bleiben solle, d. h. daß Herr Michaelis, obwohl erst ein angehender Funfziger beim Tode seiner Frau, nicht daran dachte,

sich wieder zu vermählen, und so hielt es Natalie für ihre Pflicht, ebenfalls unverheirathet zu bleiben, um nach wie vor bei ihrem Vater zu leben. So war sie nun bereits dreißig Jahre alt geworden, und ihr Leben war ruhig dahingeflossen im Bewußtsein erfüllter Pflicht, in einer angenehmen, freundlich geregelten Häuslichkeit. Natalie hatte dem Haushalt vorzustehen und von den Angelegenheiten des Geschäfts erfuhr sie nie etwas; ihr Vater hatte es stets für unpassend gehalten, hierüber mit den Frauen des Hauses zu sprechen. Niemals aber kam ihr der Gedanke, daß in diesen Beziehungen eine Veränderung eintreten könnte. Das Geschäft hatte sich stets eines soliden Rufes erfreut; es gehörte noch zu jenen alten, die auf Gewissenhaftigkeit und ein durch ernste Arbeit erworbenes Kapital, nicht auf Schwindel und Kredit gegründet waren, und wie es ihr eigener Vater von dem seinigen geerbt, so sollte es auch der Sohn Otto von dem seinigen übernehmen, sobald er erst in der Welt ein Wenig sich umgesehen. Wenn nun jetzt der Vater schon seit einiger Zeit etwas verstimmt und grillig, niedergeschlagen und lebensüberdrüssig gewesen, so war es Natalien nicht im Mindesten aufgefallen, diese Stimmung mit Geschäfts- und Finanzverhältnissen in Zusammenhang zu bringen. Ja, auch an jenem unglücklichen Morgen, als der Vater nicht wie gewöhnlich nach dem Frühstück schellte und noch eine Stunde über die stehende Zeit vergangen war und Natalie, nun ein Unwohlsein befürchtend, leise in sein Zimmer trat, um eine blutige Leiche zu finden, hatte sie keine Ahnung davon, daß ein unvermeidlicher Bankerott die Ursache seines Selbstmordes gewesen.

Ein Zettel, von seiner Hand geschrieben, lag auf dem Schreibtisch, worauf stand:

„Verzeiht mir, meine Kinder; ich kann den Tag der Schande nicht erleben — nicht mein Leichtsinn, sondern meine Gewissenhaftigkeit hat es dahin gebracht, daß der Bankerott unvermeidlich ist!"

Mit unendlichem Jammer blickte Otto auf diese Schriftzüge, nur Herr Mättig konnte den Commentar dazu geben!

Natalie berichtete weiter mit möglichster Fassung, wie sie nach dem Arzt geschickt, und alle Belebungsversuche fruchtlos geblieben; wie man die gerichtliche Anzeige machen müssen, wie Herr Mättig das Hauptbuch übergeben habe, wie er vereidet und Alles versiegelt worden sei.

„Arme Schwester!" rief Otto, „und Du warst ganz verlassen; denn ich kann mir denken, wie es die guten Freunde und Freundinnen gemacht haben. Unter dem Vorwand zarter Rücksichten bleiben sie weg, sobald sich das Unglück über einem Hause entladet, in dem sie sonst immer gern zu verkehren pflegten!"

„Freilich, das habe auch ich erfahren, doch eine Freundin hat sich in der Noth bewährt, sie ist noch hier im Hause — Fanny Hegnitz."

„Sie ist noch hier? hier im Hause?" sagte Otto und auf seinem Gesicht waltete ein seltsamer Wechsel von Licht und Schatten.

„Ich vergaß wohl ihrer im letzten Brief zu erwähnen, oder war es damals erst Projekt, daß sie zu uns ziehen wollte?" antwortete Natalie. „Es scheint als befremde Dich diese Mittheilung?"

„Allerdings ist mir die Gegenwart einer Dame in un=

ferer jetzigen Lage nicht angenehm," sagte Otto, doch brach er das Gespräch ab und stand auf, um sich nun wieder zu Herrn Mättig zu begeben und sich mit ihm über den Stand des Geschäftes und das, was etwa zunächst zu thun sei, zu berathen.

Eben als er aus der oberen Vorsaalthür trat, begegnete ihm eine junge Dame, einfach in schwarze Seide gekleidet, einen schwarzen Spitzenhut auf den blonden Locken; die Erscheinung paßte mit dieser Kleidung in das Haus der Trauer, ohne doch gerade dieselbe mit zu vertreten. Otto erschrack fast beim Anblick des zarten Gesichtes, dessen blendendes Weiß vom sanftesten Roth durchschimmert war, während um die schöngeschnittenen, seelenvollen Augen ein feiner, bläulicher Schein verbreitet lag, der das Aetherische der feinen Züge noch erhöhte.

Otto errieth nicht nur, daß diese Dame die eben besprochene Hausgenossin Fanny Hegnitz war, sondern er erkannte sie persönlich wieder; denn schon einmal im Leben war sie ihm begegnet, und er hatte sie nicht vergessen, wiewohl er sich jetzt den Anschein davon gab.

Auch sie ihrerseits schien zu erschrecken, aber nicht im Erkennen einer Person, mit der sie schon in Berührung gekommen, sondern in der Combination, daß während ihres Ausganges Nataliens Bruder angekommen war, und daß sie nun sicher sein konnte, die Freundin in einer erneuten schmerzlichen Aufregung zu finden. Unvorbereitet auf diese Begegnung, die wie jede zwischen einer Thür, etwas Ungemüthliches hatte, gingen Beide mit fremdem Gruße aneinander vorüber.

Herr Mättig gab im Comtoir einen Commentar zu den

letzten in Verzweiflung geschriebenen Zeilen des Selbstmörders. Was Otto schon immer gefürchtet, lag nun klar zu Tage. Das ganze Geschäfswesen seines Vaters hatte mit den Forderungen der Zeit nicht Schritt gehalten. Herr Michaelis hatte stets auf den alten ehrenhaften Ruf seiner Firma vertraut und mit Strenge darauf gehalten, daß keine Neuerungen eingeführt wurden. Wohl hielt er nicht nur auf die alten Gewohnheiten, sondern auch auf die alten guten Waaren, überzeugt, daß die Echtheit derselben und die Solidität des Geschäfts genügen würde, es im alten Flor zu erhalten. Anzeigen nannte er überflüssige Reclame und nur da nöthig, wo eine neue Handlung etablirt wäre. Im Bewußtsein seiner reellen Bedienung, verschmähte er es auch, billige Waaren zu führen, bei deren Ankauf, wie er meinte, nie etwas herauskäme, und Lieferanten wie Consumenten meistens nur gleichzeitig sich selbst betrögen oder betrogen würden. Eben so meinte er auch, daß nur auf die Waaren selbst, nicht auf die Lokalitäten, in denen sie sich befinden, noch auf deren äußere Ausstattung etwas ankäme, und so blieb auch in dieser Beziehung Alles wie es zu der Väter Zeiten gewesen. Er setzte seine Ehre in die Conservirung des Alten, in die Verachtung allen Scheins und bedachte nicht, daß darin überhaupt eine Nichtachtung des Publikums und des Fortschrittes der Bildung lag, dem er selbst doch in allen Beziehungen zu huldigen suchte. Wenn ihn Otto schon früher bei gelegentlicher Anwesenheit darauf aufmerksam gemacht hatte, daß doch nicht jede Neuerung Verachtung verdiene, so antwortete er ruhig: so lange er selbst das Geschäft führe, wolle er ein für allemal jedem modernen Schwindel Thür und Thor verschlossen halten, denn

sein Geschäft stehe auf besseren Grundlagen; wenn später der Sohn ihm nachfolge, möge dieser es nach seinem Belieben halten und sehen, wie weit er komme. Noch vor einem Jahr hatte er so gesprochen. Seitdem war er aber etwas stiller und verzagter geworden, weil er wirklich sich nicht mehr verbergen konnte, daß es mit ihm immer mehr rückwärts gehe. Gleichwohl hielt er es auch jetzt noch unter seiner Würde, in neue Bahnen einzulenken. Da kamen nun in Folge des amerikanischen Krieges die Fallissements vieler Häuser, bei denen er verlor und zuletzt eine sehr beträchtliche Summe einbüßen mußte. Aber zu stolz, zu accordiren, hoffte er noch immer, sich halten zu können, und als er endlich sich nicht mehr darüber täuschen konnte, daß das Materialgeschäft zurückging, da dachte er, das Speditionsgeschäft werde diese Verluste tragen. [Aber auch hier hatte der Handel neue Bahnen eingeschlagen, und das frühere große Terrain war verloren gegangen. Noch am Vorabend des unglückseligen Tages, an dem Wechsel zu erwarten waren, die nicht honorirt werden konnten, hatte Herr Mättig gerathen, einen Vergleich zu versuchen, aber Herrn Michaelis' Antwort war und blieb: „Wenn es heißt: biegen oder brechen! so ist mir brechen lieber — warten wir den Sturm doch erst ab.“ Aber er hatte ihn nicht selbst abgewartet.

Doch auch noch jetzt behauptete Herr Mättig, daß es um hundert andere Geschäfte schlimmer stehe, als um dieses, daß ein völliger Bankerott hätte vermieden werden können, wenn Herr Michaelis nicht so starr gewesen wäre, und daß noch jetzt sich ein ganz gutes Arrangement treffen und das Geschäft wieder beginnen lasse, wenn das am meisten betheiligte Haus

C. S. van Grohbecker in Hamburg sich zu einer Stundung entschlösse. Am Besten sei es, Otto schreibe zuerst privatim an diesen Herrn; wenn derselbe sich entschlösse, auf die gemachte Offerte einzugehen, sei zu erwarten, daß alle die Gläubiger zufrieden sein würden, daß das Geschäft so bald als möglich wieder eröffnet und fortgeführt würde.

Otto mußte selbst finden, daß dieser Rath gut und wohlgemeint war, nur zweifelte er daran, daß Herr van Grohbecker sich werde bereitwillig finden lassen. Freilich, was waren Tausende für einen solchen Kaufmann, dem oft Millionen zur Verfügung standen! Aber Otto hatte bereits gelernt, daß sich gerade mit dem größten Reichthum die größte Kleinlichkeit verbindet, und wie von dergleichen Leuten, je nachdem es die Situation mit sich bringt, gerade kleine Summen deshalb mit größter Hartherzigkeit eingetrieben werden, weil man keine Zeit habe, wegen Bagatellen irgend einen Ausnahmezustand eintreten zu lassen. Immer bergen sich Egoismus und Geiz hinter solchen untergeschobenen Motiven geschäftsmäßiger Genauigkeit und Pünktlichkeit. Otto beschloß deshalb Herrn van Grohbecker die Sache geschäftsmäßig auseinander zu setzen, den Brief aber offen durch Anatol zu senden; denn er hoffte, wenn der Freund, der Künstler, das Herz sprechen lasse, so sei vielleicht noch eher etwas von dem Großkaufmann zu erreichen, der sich ja immer gern mit dem Nimbus der Ehrenhaftigkeit umgab. Sicher war wenigstens, daß Otto auf diesem Wege zu einer Antwort gelangte; denn Anatol sollte sie ihm selbst geben, da andernfalls möglicher Weise der Brief gar nicht beantwortet werden könnte.

Indessen er so mit Herrn Mättig berathschlagte und

ordnete, was zu ordnen war, hatten Natalie und Fanny Hegnitz eine für sie beide nicht minder wichtige Unterredung.

Fanny war im Winter hier am Theater als jugendliche Sängerin engagirt gewesen. Ueberhaupt nur erst seit kurzer Zeit bei der Bühne, hatte sie selbst gefunden, daß es ihrer Stimme noch an der nöthigen Schule fehle und darum noch bei dem Professor Schütz, der eines bedeutenden Rufes genoß, Unterricht genommen. In seiner Familie — er hatte Frau und Tochter — war Natalie, die mit der letzteren innig befreundet, auch mit Fanny bekannt geworden und sie hatte ein um so höheres Interesse an ihr gewonnen, als dieselbe nicht allein durch ihre künstlerischen Leistungen, sondern namentlich auch durch ihre Anmuth und Sittsamkeit und die edlen Grundsätze bestach, welche sie sowohl auf die immerhin gefährliche Laufbahn geführt, als ihr auch auf derselben treu geblieben waren. Eben darum ließ es sich Professor Schütz angelegen sein, sie in seinen hochgeachteten Kreis mit einzuführen, und als im Frühling das Theater geschlossen ward, erklärte er es für durchaus nothwendig, daß sie für den Sommer kein Engagement annehme, sondern inzwischen bei ihm weiter studire, indem er gern auf jedes Honorar so lange verzichten wolle, bis sie im Stande sei, dasselbe von einer glänzenden Gage zu bezahlen. Da sie kein Geheimniß daraus machte, daß sie als eine mittellose Waise allein im Leben stehe und im Winter nicht so viel verdiene, um lange privatisiren zu können, so hatte ihr Natalie vorgeschlagen, eines ihrer Gastzimmer zu beziehen, und als sie so viel Güte nicht annehmen wollte, ebenfalls lächelnd hinzugefügt: so könne sie es ja unter

denselben Bedingungen thun, auf die sie bei dem Professor eingegangen sei. Herr Michaelis, der selbst gern den Kunstmäcen spielte, hatte dies Arrangement seiner Tochter vollständig gebilligt; vielleicht war er dabei auch von dem Gedanken geleitet, daß bei dem Stand der Dinge seine Tochter bald genug in eine andere Lage versetzt werden könne, wo sie auf Alles verzichten müsse, was bisher das Glück ihres Lebens ausgemacht.

So lebte Fanny schon einige Wochen in diesem Hause, als die Katastrophe eintrat, die alle so unerwartet traf, und die nun natürlich ihren Aufenthalt in demselben peinlich machen mußte. Indeß fühlte sie, daß ihre Gegenwart, so lange Natalie allein war, dieser eine Art von Beruhigung gewähren konnte, und daß es unzart gewesen wäre, sogleich von sich selbst und einem veränderten Verhältniß zu sprechen. Aber der Augenblick, in dem der junge Michaelis zurückgekommen, legte ihr diese Verpflichtung auf und gab eine passende Veranlassung dazu. Sie sagte darum einfach zu Natalien:

„Ihr Herr Bruder ist nun an Ihrer Seite; Sie haben ein Wesen, mit dem Sie sich aussprechen können, und ich fühle zu sehr, wie meine Gegenwart Ihnen nun störend sein muß; ich werde darum noch heute Ihr Haus verlassen und einstweilen bei einer andern Dame wohnen, bis ich Antwort auf meine Briefe erhalten habe, von denen meine weitere Bestimmung abhängt.“

Natalie ward glühend roth im Gefühl einer Beschämung, die ihr neu war. „Daran dachte ich freilich nicht,“ sagte sie, „daß Sie gerade jetzt unser Verhältniß ändern würden. Mein erstes Wort gegen meinem Bruder war, des Trostes

zu gedenken, den ich in Ihrer Nähe fand und zu rühmen, daß Sie mich nicht verließen wie die Anderen; aber freilich, ich muß auch diese Täuschung hinnehmen!"

Fanny's Augen wurden naß, sie schlang ihren Arm um Natalien, versuchte, ihr in zartester Weise die vorhin schon angegebenen Gründe zu ihrem Entschluß auseinander zu setzen; aber welche Macht einer natürlichen Beredsamkeit sie auch aufbot, Natalie fühlte sich nur verletzt und sagte endlich:

„Wenn meine Lage wirklich eine derartige wäre, daß es mir nicht möglich sein sollte, das tägliche Brod ein paar Wochen mit einer Freundin zu theilen, so muß ich natürlich gleich morgen daran denken, mir es selbst zu verdienen."

Fanny fand im Grunde, daß Natalie mit dem, was sie über ihre eigene Lage und deren Consequenzen mit Bitterkeit aussprach, Recht hatte, aber nur noch nicht im Stande war, den plötzlichen Wechsel ihres Geschickes zu begreifen, weil sie auch noch nicht befähigt war, ihn zu ertragen; aber sie fühlte doch, daß sie von dieser Seite der Freundin nicht beikommen konnte, und daß sie andere Gründe geltend machen mußte, um ihren Entschluß auszuführen, was ihr nun einmal unerläßlich schien. „Ich habe, weil ich Künstlerin bin, nichts so sorgfältig zu wahren als meinen Ruf," sagte sie sanft, „und habe erst jetzt gehört, daß man mich verdächtigt hat, da ich Ihre Güte angenommen; man hat unser Verhältniß so dargestellt, daß man auch ihren unglücklichen Vater verdächtigt. Ich las überdies, wenn auch nicht ein Urtheil der Verdammung, doch eines der Nichtachtung in den Mienen Ihres Bruders. Sie begreifen also, daß ich gehen muß."

„Daß Sie bleiben müssen!“ fiel Natalie erglühend ein. „Wenn noch nicht genug Schimpf unser Haus betroffen, und man wirklich noch die gemeinsten Stadtklatschereien daran heften kann, so ist es ja das beste, ja eigentlich das einzige Mittel, daß Sie jetzt mich nicht verlassen, damit man begreift, daß ich allein es war, die Ihre Gesellschaft wollte und will.“

Von dieser Seite, obwohl es eigentlich die nächstliegende war, hatte Fanny ihr Verhältniß zu diesem Hause noch nicht einmal betrachtet. Es war ihr aber erst bei ihrem vorigen Ausgange zur Garderobière des Theaters zu Ohren gekommen, daß man bei Gelegenheit von Michaelis Selbstmord gesagt: er habe auch zu denen gehört, die unter dem Vorwande, die Kunst zu beschützen und zu fördern, ihr Geld — und wie es sich nun zeige, das Geld fremder Leute — mit Theaterdamen verthäten; Michaelis habe sich ja gar eine solche, als das Theater geschlossen worden sei, dabehalten und in's Haus genommen, und die möge ihm noch vollends mit ruinirt haben. Fanny hatte in Unschuld und Unerfahrenheit und bei der freundschaftlichen Art und Weise, durch die sie eben Aufnahme in diesem Hause gefunden, gar nicht gedacht, daß fernstehende Personen, die nur nach dem Scheine urtheilen und für alle Handlungen nach den schlechtesten und unreinsten Motiven suchen, hier an solche denken könnten. Entsetzt von dieser Entdeckung, eilte sie sogleich zu einer Schneiderin, einem ältlichen armen Mädchen, das für sie gearbeitet hatte und bat sie, sie einstweilen bei sich aufzunehmen, bis sie über ihre nächste Zukunft bestimmen könne. Als sie von da zurückkam, begegnete ihr der junge Michaelis, und die seltsamen Blicke, mit denen er sie maß, deutete sie

auch nach der Ansicht, die sie eben hatte über sich aussprechen hören.

In diesem Eifer nun war es ihr nicht eingefallen, daß es sie allerdings gerade verdächtig machen würde, wenn sie jetzt das Haus verließ, und daß wohl gar die Leute sagen könnten — sie schauderte es zu denken — der Sohn habe die Maitresse seines Vaters endlich vertrieben! Sie stand daher plötzlich stumm und rathlos vor Nataliens unerwartetem Einwurf, und als diese noch weiter bat, war sie überwunden und sagte: „So will ich bleiben, aber nur unter der Bedingung, daß ich auch auf meinem Zimmer speise und nur dann bei Ihnen erscheine, wenn Sie es wünschen und allein sind."

Natalie antwortete, sie willige in jede Bedingung, wenn nur Fanny sie nicht verlasse.

V.

Ein Sonntag.

Adine war allein im Garten ihres Landhauses. Ein heiterer Himmel tauchte Alles in einen sonnigen Glanz, wie ihn die Südländerin liebte, weil er sie an die schöne tropische Heimath gemahnte.

Die Sonne warf goldene Lichter auf die weite Wasserfläche des Elbstroms, der sich zur Linken des Gartens ausbreitete, und war es schon ein reizender Anblick, die ruhelosen, wie mit glänzenden Perlen geschmückten Wellen übergleiten zu sehen, so belebte sich das Schauspiel noch in an=

ziehender Weise durch unzählige kleine elegante Gondeln und Jollen, deren weiße Segel wie leichtbeschwingte Möwen auf dem Wasser tanzten. Eine frohe, übermüthige Jugend, vertraut mit dem nassen Element, versuchte ihre Steuer- und Ruderkünste, und die schifferartigen Trachten der Männer neben den eleganten Kostümen und bunten Farben weiblicher Gestalten, gaben eine heitere Staffage des sommerlichen Landschaftsbildes ab.

Adine blickte heiter in dies sonntägige Treiben. Herr van Grohbecker freilich zog es vor, statt in Gottes freier Natur sich von den Comtoir- und Börsenstunden der Wochentage zu erholen, dies in einem der berühmtesten Frühstückskeller Hamburgs mit einigen Geschäftsfreunden zu thun, und so war Adine auch heute wie fast alle Tage ohne seine Gesellschaft und konnte annehmen, daß er vor vier oder fünf Uhr nicht zurückkam. Sie vermißte ihn nicht, aber sie langweilte sich in dieser Einsamkeit; denn sie sehnte sich wieder und immer wieder nach einem Wesen, mit dem sie harmlos plaudern konnte. Im Uebrigen aber wußte sie es zu schätzen, daß sie jetzt, d. h. seit einigen Tagen, wirklich allein war, und sie fühlte, wie sie von der steten Aufsicht eines Gefängnißwärters erlöst, neu auflebte, seitdem Friederike so plötzlich und in Folge einer noch unerklärten Ursache abgereist war. Nun konnte sich Adine wenigstens als die wirkliche Herrin ihres Hauses in der Abwesenheit ihres Gemahls ansehen, und die ganze Dienerschaft fühlte sich gleich ihr von der drückenden Schwüle erlöst, die in der Luft gelegen hatte, so lange man genöthigt war, sie mit Friederiken zu theilen. Fast Niemand machte ein Hehl daraus, wenigstens gab man durch Blicke und Winke

zu verstehen, wie anders es sich jetzt lebe, wo die stets unzufriedene, Alles belauernde Aufpasserin fehlte, und gerade darum bemühten sich alle Diener, der jungen freundlichen Herrin Alles nach Wunsch zu machen, damit nicht sie selbst allein, sondern auch Herr van Grohbecker inne würde, es habe nicht am guten Willen der Leute gelegen, sondern an Friederike's Anordnungen, wenn so oft etwas nicht recht gewesen. Es war gewissermaßen eine Demonstration, und was die Liebe zu der jungen Herrin allein nicht bewirkt hätte, bewirkte der Haß gegen die alte. Dadurch schien jetzt in der ganzen Häuslichkeit die eisige Januartemperatur mit finsteren Nächten einer sonnigen Frühlingsluft gewichen zu sein.

Auch Adine selbst, mit erfüllt von diesem Lenzeshauch, und vor Allen froh, von dem Drucke der Schwägerin befreit zu sein, hatte ihrem Gemahl gern die Kränkung verziehen, die sie an jenem Tage so tief empfunden, wo Herrn Menzinger's Besuch eine ihr noch immer unerklärte Aufregung hervorgebracht, — suchte jetzt mehr als je sich nach seinen Wünschen und Launen zu richten, damit er einsehen solle, es sei auch für ihre eheliche Harmonie besser, wenn Friederike nicht da wäre. Herr van Grohbecker, der ebenfalls fühlte, daß er gegen Adine zu streng und rauh gewesen, was sie allerdings nicht wissen konnte — und auch nie wissen sollte, — daß und warum er Menzinger ungern in sein Haus kommen sah, behandelte sie jetzt auch so rücksichtsvoll, als sein egoistischer Charakter und sein Hochmuth es zuließen, und so begann sich schon Alles friedlicher und freundlicher zu gestalten.

Freilich verletzte und kränkte es Adine einigermaßen, daß

hier etwas vorlag, was man ihr verschwieg und zu verbergen suchte. Sie glaubte nicht, daß Friederike um einer kranken Freundin willen abgereist sei und brachte deshalb — wie wenig sie auch einen bestimmten Grund dafür finden konnte — Friederike's Abreise mit der Scene in Verbindung, die Menzinger's unerwartetes Erscheinen veranlaßt hatte. Auch das war gewiß, daß Herr van Grohbecker seiner Schwester grollte und dazu Ursache hatte, und Adine vermuthete, daß eben darin der Grund seines Schweigens über die ganze ihr geheim gehaltene Angelegenheit lag; denn er hatte ihr Friederike immer als ein Muster aller weiblichen Tugenden dargestellt, und er würde es seiner Gattin gegenüber nie zugegeben haben, daß seine Schwester auch ihre schwachen Seiten habe, daß es Beziehungen gebe, in denen auch er mit ihr unzufrieden sei. Dieser Familienhochmuth gerade kränkte aber Adine hauptsächlich, außerdem war sie auch ein wenig neugierig und hatte hinlänglich Zeit, über Verhältnisse und Beziehungen nachzudenken, die man ihr verbarg und die ihr in diesem Falle um so interessanter waren, als sie sich ja in Herrn Menzinger an einen Mann knüpften, der ihr bekannt und werth war. Sie bedauerte darum sehr, daß sie nichts wieder von ihm hörte, und er ebenso spurlos und schnell wieder verschwunden, als er plötzlich erschienen war. Auch erlaubte ihr Stolz nicht, ihren Gemahl nach dem Manne zu fragen, über den ein so geheimnißvolles Schweigen beobachtet ward. Derselbe Stolz hielt sie natürlich ebenfalls ab, bei irgend einem Glied der Dienerschaft nachzuforschen, obwohl Minna andeutete, daß der alte Hausmeister in die Sache eingeweiht sein müsse; denn als sie ihm mit Verwunderung erzählt, daß der

Fremde, Herr Menzinger, sich erlaubt, Friederike Du zu nennen, habe der Hausmeister versucht, ihr einzureden, dies sei nur eine Gehörstäuschung und, da sie das nicht zugegeben, gemeint, es komme im Grunde nicht viel darauf an, was eine Kammerkatze sage und denke, so viel sei aber gewiß, sie werde von ihm nichts herauskriegen. Wissen also müsse er doch etwas, fügte Minna hinzu und suchte anzudeuten, daß er zwar nicht der Kammerjungfer, möglicher Weise aber doch der Herrin Vertrauen schenken werde. Adine widerstand auch dieser Versuchung, obwohl ihr der Hausmeister immer sehr freundlich entgegen kam und ihr auch zu verstehen gab, daß ihr Regiment ihm lieber sei, wie das des Fräulein Friederike.

Als nun, wie zu Eingang dieses Capitels erwähnt, Adine eben jetzt wieder froh, unbeobachtet zu sein, ein heimathliches Liedchen trällerte — eine Gewohnheit, die Friederike höchst anstößig fand — ward ihre Aufmerksamkeit zur Gartenthür gelenkt, die plötzlich von einer männlichen Gestalt geöffnet ward. Adine ging unwillkürlich einige Schritte vor, dann aber verschwand sie in einer Fliederlaube; denn sie entsann sich, daß sie den Kommenden schon auf der Galerie der Börse gesehen hatte.

Es war Anatol. Wohl warf er einen Blick nach der Seite, wo die schöne Erscheinung verschwunden war, und blieb unschlüssig stehen. Aber nach einigem Besinnen entschloß er sich doch, auf das Haus zuzugehen, um sich officiell melden zu lassen. Der Hausmeister war der erste, der ihm zufällig entgegenkam und die Karte mit der Bemerkung in Empfang nahm, daß Herr van Grohbecker zur Stadt gefahren sei und erst zum Diner zurückkommen werde.

Anatol bat, seine Karte der gnädigen Frau zu geben. Der Hausmeister zögerte erst einen Augenblick, dann aber ging er auf die Laube zu, in der sich Adine befand.

„Ich weiß nicht, ob Sie diesen Herren annehmen wollen?“ fragte er sie, „er ließ sich erst bei dem Herrn melden und nun bei Ihnen.“

Adine las: „Anatol Bornhelm“ und antwortete: „Das scheint mir ja in der Ordnung zu sein; mir ist er willkommen.“

Der Hausmeister dachte unwillkürlich bei sich: „Auch wieder gut, daß Fräulein Friederike nicht da ist; sie würde es schwerlich billigen.“

Als er Anatol die Antwort der gnädigen Frau brachte, freute sich dieser, nicht abgewiesen worden zu sein, einmal um des Zweckes seines Besuches willen und dann auch, weil ihm Adine in dieser Garteneinsamkeit noch viel reizender erschien, als auf der Börse. So betrachtete er sie denn wenn auch mit bescheidenen, doch immerhin entzückten Blicken, als sie ihn mit den Worten begrüßte:

„Ich bedaure, daß Sie meinen Mann nicht zu Hause finden.“

„Um so mehr weiß ich das Glück zu schätzen,“ sagte er, „Sie selbst zu treffen, und da ich in der Rolle eines Bittstellers komme, so kann es mir nur erwünscht sein, vielleicht mich auch Ihrer Fürsprache versichern zu können.“

„Sind Sie nicht Maler?“ fragte sie.

Indem Anatol dies bestätigte, befürchtete er die ungünstige Wirkung dieses Zugeständnisses, da ihm einfiel: eine Hamburgerin werde seine Rede offenbar so auffassen, als sei er gekommen, um zu borgen; — andererseits aber tröstete

er sich: Adine sei ja keine Hamburgerin. Als er seine Verwunderung aussprach, daß sein Künstlername von ihr gekannt sei, da er sich leider noch keines großen Rufes erfreue, sagte sie einfach:

„Ich gehe zuweilen auf die Kunstausstellung, und das Gemälde: „Sonnenaufgang“ von Anatol Bornhelm gefiel mir. Ich habe das auch meinem Manne gesagt. Wird er es nun vielleicht kaufen, so wird es ein Geburtstagsgeschenk für mich sein sollen. Meine Fürsprache würde aber die Freude der Ueberraschung stören.“

Anatol fühlte, daß er bei diesen Worten roth ward: es war jenes natürliche Erröthen, das edlen jungen Männern eigen, wenn sie ideale Ziele vor Augen haben und plötzlich daran erinnert werden, daß man ihnen Geld giebt für das, was ihre Begeisterung schafft, und er erröthete auch für Adine, um die es ihm Leid that, daß sie sein Kommen und seine Bitte mit einer solchen Geld- und Handelsangelegenheit in Beziehung bringen konnte. Aber zugleich schmeichelte ihm die plötzliche Entdeckung, daß Adine sein kleines Bild zu besitzen wünschte; das Wünschen war ihm die Hauptsache, denn daß es erfüllt werden sollte, war ihm unwahrscheinlich, und er konnte nicht umhin, ihr dies zu sagen.

Man las dabei die getäuschte Hoffnung auf Adine's Gesicht, indeß bezwang sie sich und sagte naiv: „Nun, wenn Sie mich leider gleich selbst davon überzeugen, daß Herr van Grohbecker sich nicht allzusehr beeilt, meine Wünsche zu erfüllen, so muß ich auch bezweifeln, daß in irgend einer anderen Angelegenheit meine Fürsprache etwas nützt, wie gern ich Ihnen auch gefällig wäre.“

„Es handelt sich um die Existenz meines besten Freun-

des, die von der Güte Herrn van Grohbecker's abhängig ist," begann Anatol; „da ist sein Brief an mich, ich lege ihn in Ihre Hände —," und Anatol überreichte ihr das Schreiben, das er von Otto Michaelis aus Augsburg erhalten, und in welchem dieser erklärte, daß er gerettet sei und daß er das Geschäft seines Vaters mit Ehren wieder eröffnen könne, falls Herr van Grohbecker seine Forderung noch stunde; er wisse wohl, ein solches Gesuch sei nicht kaufmännisch, und darum übertrage er es dem Freunde, der zugleich sein Anwalt sein und ihn rechtfertigen möge.

Adine antwortete: „Leider ist es eine von meines Mannes Redensarten, daß er vor allen Dingen erst Kaufmann, ehe er etwas anderes sei und sein wolle, und leider ist es eben diese Redensart, die man hier überall beifällig aufnimmt, während es mir geradezu unbegreiflich ist, wie man so empfinden und wie man das so rückhaltlos aussprechen kann; ja ich hoffe immer, es ist hier nur Mode so zu thun, als existire in der Welt nichts Höheres, denn der Handel und das Geld, während man im Grunde des Herzens doch anders fühle."

Anatol lächelte: „Ich wünschte freilich, ich könnte auch in diesem Punkte hoffen wie Sie; aber leider glaube ich, Ihre Anschauung der Dinge wird hier keine Sympathie finden." Da sie fragend zu ihm aufsah, fuhr er fort: „Sie waren ja auch einmal auf der Börse; — ich hatte die Ehre Sie dort zu sehen."

Sie erröthete leicht und sagte: „Allerdings, ich erkannte Sie auch vorhin wieder, — und Sie waren mir damals aufgefallen, weil ich gleich sah, daß Sie nicht zu dieser Handelswelt gehörten, deren Interessen für mich ein mit

sieben Siegeln verschlossenes Buch sind. Sie begreifen also, daß ich eine ziemlich unpassende Vertreterin in Ihrer Sache bin; denn sobald mein Mann mir sagt, daß ich davon nichts verstände, muß ich ihm Recht geben und verstummen.“

Anatol, wiewohl über die Aussichten für seinen Freund wenig erbaut, hörte mit Entzücken, daß Adine ihn damals bemerkt und daß sie so ziemlich dasselbe gedacht und empfunden wie er. Er wagte nicht, dies vollkommen auszusprechen, um ihr reizendes Zutrauen nicht zu stören, aber er deutete an, wie er sich gefreut, unter diesen Tausenden ein Wesen wie Sie zu sehen und daran erinnert zu werden, daß es noch ein Leben und noch Menschen gebe außerhalb der Börsensphäre und unberührt von ihr. Und so nahm, ohne daß sich beide dessen versahen, das Gespräch eine ganz neue, unvorbereitete Wendung. Adine drückte unverhohlen ihre Freude aus, endlich einmal einen Menschen zu finden, der sich auch von den hier alles beherrschenden Interessen des Geldes und Erwerbes unangenehm berührt fühle, und Anatol sprach begeistert von Süddeutschland, vor Allem von seiner schwäbischen Heimath, wie dort das Gemüth, die Poesie vorherrsche, während hier nur Alles Verstand und Berechnung sei, daneben ein Materialismus, eine Genußsucht, wie sie sich schlecht mit dem Scheine von Ehrbarkeit und Strenge vertrage, den man sich zu geben für nöthig halte. Adine hörte mit Vergnügen zu: es wehte auch sie heute etwas wie warme Heimathluft an, wie neulich, als sie mit Herrn Menzinger so harmlos von ihrem Vaterland geplaudert hatte. Beiden schwand im Austausch der heimathlichen Eindrücke die Zeit, ohne daß sie es merkten, bis Anatol

endlich doch fühlte, daß er die Zeit eines gewöhnlichen Besuches, und die eines ersten, schon weit überschritten. Als er aufstand, sich zu empfehlen, erhob auch sie sich und sagte: „Ich glaube mein Gemahl wird heute nicht wieder ausgehen; aber ich weiß nicht, wann er heim kommt und kann Sie nicht ersuchen, auf ihn zu warten, schon darum nicht, weil Sie wünschten, daß ich vorerst die Fürsprecherin in der Angelegenheit Ihres Freundes sei. Liegt Ihnen also daran, diesem eine baldige Antwort zu bringen, und gestattet es ihre Zeit — wie wäre es, wenn Sie heute nochmals wiederkämen? vielleicht gegen acht Uhr? Dann werden Sie meinen Mann für Ihr Anliegen jedenfalls günstiger gestimmt finden, als wenn er Zeit hat, sich die Sache erst in seinem Comtoir zu überlegen, wo nur Zahlen und Fachgenossen, aber keine freundliche Natur und keine bittende Stimme zu ihm sprechen. Denn seien Sie nochmals versichert, ich werde es an keinem Mittel fehlen lassen, Ihrem armen Freunde Hilfe zu verschaffen, wenn ihm überhaupt zu helfen ist, und ich glaube, ich habe einen guten Gedanken, der mich sicher zum Ziele führen wird.“ Sie lächelte dabei ganz siegesgewiß.

Anatol suchte seine Freude zu mäßigen, die er über ihren Vorschlag sowie über die Aussicht, sie wieder zu sehen, empfand und sprach nur seinen Dank dafür aus, daß sie diese Angelegenheit zu der ihrigen mache. Auch versicherte er, daß er pünktlich zur bestimmten Stunde erscheinen werde.

Damit küßte er ihr zum Abschied die Hand und verließ den Garten.

Adine fand sich in einer seltsamen Stimmung. Es war ihr so wohl, wie ihr seit langer Zeit nicht gewesen. „Es

war doch wohl heute wärmer und sonniger als gewöhnlich," sagte sie sich, „und es mag davon kommen!" Sie setzte sich nieder in eine schattige Ecke unter blühendem Jasmin, der berauschende Düfte auf sie niederströmte und auf dessen weißen Blüthen mit den goldenen Staubfäden Bienen, Käfer und Schmetterlinge summten. Mit halbgeschlossenen Augen träumte sie bei diesem Summen und Duften vor sich hin; sie fühlte noch lange den Kuß von Anatol's schönen Lippen auf ihrer kleinen Hand, sie dachte noch an Alles, was er ihr gesagt hatte. Zuerst überlegte sie das Geschick seines Freundes, das sie sich vornahm, so günstig wie möglich zu gestalten, und darum entwarf sie einen Plan, wie sie ihren Mann dazu bestimmen wollte, auf die Stundung einzugehen. Dazwischen dachte sie aber immer wieder an Anatol's schöne Augen, hörte seine melodische Stimme und wiederholte sich alle die sympathischen Worte, die er gesprochen hatte. Plötzlich weckte sie ein Geräusch in ihrem süßen Traum, und als sie die Augen aufschlug, sah sie Herrn van Grohbecker vor sich stehen. Sie erhob sich und sagte zerstreut: „Ah, Du kommst schon!" Ihr war ja in der That die Zeit so schnell vergangen, daß sie nicht bemerkt hatte, wie es schon eine Stunde über die gewöhnliche Tischzeit hinaus war. Dieser Empfang mußte ihm deshalb unerwartet kommen, ja er nahm das „schon" ironisch auf und suchte einen Vorwurf darin, der ihn zum Zorne reizen mußte, als sich Adine bisher nie, wie seine Bezeichnung lautete, etwas Aehnliches „unterstanden" hatte. Er sagte in heftigem Tone:

„Es wird mir hoffentlich erlaubt sein, zu der Stunde zu speisen, die mir gerade die passendste ist!"

Sie sah ihn verwundert an. Jetzt erst gewahrte sie sein geröthetes Gesicht, die ungewohnte Aufgeregtheit, die aus seinen Mienen sprach, und jetzt erst begriff sie, daß er sich beim Frühstück verspätet und mehr Wein als gewöhnlich getrunken hatte; das war freilich nicht der Zustand, der ihr zum Gelingen ihres Planes Vertrauen einflößte. Im ersten Moment schauderte sie in dem natürlichen Widerwillen, den jede Frau empfindet, wenn sie sich der Trunkenheit und nun gar der des eigenen Mannes gegenüber erblickt, im nächsten aber dachte sie an ihren Zweck und sie glaubte ja noch an das brave Herz ihres Mannes.

„Aber ich weiß in der That nicht, wie viel Uhr es ist, und war hier im Garten eingeschlafen, wie Du wohl sahst. Hast Du mich warten lassen, so bin ich doppelt froh, daß ich gar nichts davon bemerkt habe, und Du mußt es mir schon verzeihen.“

Er war von dieser Nachgiebigkeit, die ihm bei Adine ungewohnt war, von diesem freundlichen Entgegenkommen überrascht, und es kam ihm vor, als habe er seine kleine Frau nie so reizend gesehen wie heute; es war so ein ganz eigenthümlicher Verklärungshauch über ihrem Gesicht ausgegossen, daß er seinen Arm um sie legte und sie küßte. Es geschah dies selten in dieser Weise, und als sie sein vom Weindunst erfüllter Athem berührte, empfand sie einen unendlichen Widerwillen, aber sie suchte sich zu beherrschen und ging mit ihm Arm in Arm in das Speisezimmer.

Aber dieser Anflug von Zärtlichkeit und guter Laune währte nicht lange. Herr van Grohbecker fand in Folge des genossenen feineren Frühstückes das, was die häusliche Küche lieferte, wenig schmackhaft, da die Speisen eben schon

vor mehr als einer Stunde früher hatten fertig sein müssen. Er machte darüber einige verdrießliche Bemerkungen und stand mürrisch vom Tische auf, als Adine selbst noch kaum angefangen hatte, nach dem langen Warten nur einigermaßen ihren Hunger zu stillen, der eben erwacht war und seine Rechte geltend machte.

Sie erhob sich ebenfalls; denn nun wäre sie nicht im Stande gewesen, weiter zu essen und folgte, wie gewöhnlich, dem Gemahl in das Zimmer, in dem er seine Siesta zu halten pflegte. Noch kämpfte sie mit sich, ob sie jetzt mit ihm von Anatol sprechen, oder es verschieben sollte, bis Herr van Grohbecker seinen Rausch ausgeschlafen. Da gewahrte er den Brief Michaelis' in ihrer Kleidertasche und fragte mißtrauisch, was sie da für Correspondenzen empfange, ohne ihm davon zu sagen.

„Es ist ein Brief, den ich Dir in einer guten Stunde geben soll, und dessen Ueberbringer, der vorhin Dich besuchen wollte, und Dich nicht zu Hause findend sich an mich wendete, später noch Antwort von Dir holen wird. Herr Bornhelm brachte ihn. —"

Mechanisch langte der Kaufmann nach dem Briefe, überflog ihn, warf ihn dann an die Erde, sich selbst auf's Sopha und sagte: „Eine lächerliche Zumuthung! Natürlich konnte man nur wagen, einen solchen Brief durch eine Frau übergeben zu lassen; denn kein Mann würde etwas in der Handelswelt so Unerhörtes befürworten; es lohnt nicht der Mühe, eine Silbe weiter darüber zu verlieren —" damit legte er sich gähnend auf die Seite.

Adine hatte sich in einer Art halbknieender Stellung neben ihm niedergelassen, wie sie zuweilen that, wenn sie sich

für verpflichtet hielt, ihm zu schmeicheln, damit sie sich nicht selbst gestehen müsse, ihre Katze habe sich ihrerseits einer zärtlicheren Behandlung zu erfreuen als ihr Mann. Sie hob den Brief auf und sagte: „Ich habe Herrn Bornhelm eine bessere Antwort von Deinem edlen Herzen versprochen!“

Herr van Grohbecker lachte: „Es ist unverschämt von ihm, daß er sich zum Ueberbringer dieses Briefes gemacht hat. Freilich, so ein Künstler kann solch' eine Dummheit begehen, gerade so wie eine Frau, man sieht es nach; aber daß ein Kaufmann so etwas denken und schreiben kann, ist unverzeihlich!“

„Ich sehe nicht ein, warum Du nicht warten kannst. Dort rettest Du eine Familie, ein Geschäft vom Untergange und bringst nicht einmal ein Opfer dabei.“ entgegnete Adine.

„Kein Opfer! Diese Tausende!“ höhnte Herr van Grohbecker. „Aber wozu mich ereifern, ich habe Dir ein für allemal gesagt, daß Du von Geschäften nicht das Mindeste verstehst, und daß ich überhaupt von Dir und zu Hause nichts davon hören mag. Die Sache ist übrigens mit meinem Nein abgethan!“

„Nun,“ sagte Adine, sich stolz aufrichtend, „wenn Du die Schiffbrüchigen mitleidlos untergehen sehen kannst, so will ich wenigstens Deine Mitschuldige nicht sein. Das Vermögen, was ich mit in Dein Geschäft gebracht, und das Du mir auf meinen Namen sicher gestellt hast, beträgt das Dreifache von der Summe, um die es sich handelt; mache Dich davon bezahlt im Falle eines Verlustes und rette jetzt durch die einfache Stundung die Hartbedrängten.“

Herr van Grohbecker machte ein unbeschreibliches Gesicht; er wußte, daß er mehr getrunken als er vertragen konnte und fühlte seinen Kopf vom Weine glühen; aber er war doch seiner Sinne mächtig. Hörte er denn nun wirklich recht? konnte seine Gemahlin wirklich, wie er sich ausdrückte „so kindisches Zeug" sprechen und sich herausnehmen, in solcher Weise mit ihm zu reden? War es wirklich nöthig, einer Frau erst zu sagen, daß ihr Vermögen das Vermögen des Mannes sei, und daß er allein das Recht habe, darüber zu verfügen? daß er ihr natürlicher Vormund sei? Wie konnte sie gar so kindische Ansichten haben? oder waren es schlimmere? waren es emancipirte? In Hamburg gab es ja einen Kreis von Frauen, der für Frauenarbeit, für weibliche Hoch- und Industrieschulen schwärmte; sollte derselbe gar so weit gehen, dem weiblichen Geschlecht nicht nur Arbeit und Bildung, sondern auch Mündigkeit, Rechte und Eigenthum verschaffen zu wollen, und sollte dieses Gift moderner demokratischer Bestrebungen gar schon bis zu Adine gedrungen sein, die doch von den deutschen Kämpfen und Bestrebungen auf politischem und socialem Gebiete keine Ahnung hatte und kaum wußte, was Demokratie war? Er verwarf jedoch diese Vermuthung als zu unwahrscheinlich und sagte im Schulmeisterton:

„Mein liebes Kind, das bleibt sich nun ganz gleich, ob Du, oder ich etwas bezahle. Das Vermögen, daß Du mir zugebracht, ist im Geschäft und darin auf das Beste untergebracht. Ich bin der natürliche Verwalter desselben, und als Dein natürlicher Vormund habe ich die Pflicht, darüber zu wachen, daß es in keiner Weise gefährdet wird. Du hast gar keine Verfügung darüber, am wenigsten

eine so lächerliche oder gar eine, die so ganz gegen meinen Willen wäre."

Jetzt war die Reihe, zu erstaunen und sich zu entsetzen, an Adine, jetzt war sie es, welche glaubte, nicht recht gehört zu haben: „Das freilich hat mir Niemand gesagt, als ich mich verheirathete," sagte sie voller Erregung, und ihr ganzes Gesicht zitterte dabei wie ihre Stimme. Er aber fiel ihr lächelnd mit dem Tone der Ueberlegenheit in's Wort:

„Natürlich, weil es unnöthig war zu sagen, was selbstverständlich ist. So viel ich weiß, ist es in der ganzen Welt so, daß die Frau, so bald sie durch die Ehe das Eigenthum des Mannes wird, auch ihr Eigenthum als das seinige muß betrachten lassen, und wenn auch jeder reelle Mann es als seine erste und vornehmste Pflicht betrachten wird, dasselbe für sie zu sichern und zu vermehren: so hat doch er allein darüber zu verfügen; er ist wie gesagt der Vormund der Frau, und einen solchen braucht hier in Hamburg eine jede, auch wenn sie nicht verheirathet ist, und wenn sie auch steinalt wird und sich noch so klug dünkt; ihre Unterschrift gilt nicht vor Gericht, sie braucht männlichen Schutz und Beistand, männliche Vertretung —"

Adine's Augen funkelten, ihre Wangen glühten, sie wollte sprechen, aber Herr van Grohbecker ließ sie noch nicht dazu kommen, indem er in seiner hofmeisterlichen Würde fortfuhr: „Wie gut und nöthig diese Einrichtung ist, zeigt sich eben jetzt. Du wärst im Stande, Dein Geld nur darum auf die leichtsinnigste Weise zu verschwenden, weil Du keinen Begriff von dem Werthe des Geldes hast."

„Davon habe ich freilich keine Ahnung gehabt, daß ich,

als ich Dir hierherfolgte, um der Tyrannei meiner Brüder zu entgehen, dafür Deine Sklavin werden sollte!" sagte Adine bitter. „O, ich kenne den Werth des Geldes sehr gut; der hauptsächlichste beruht darin, daß es uns in den Stand setzt, Anderen zu helfen und selbst keiner Hilfe zu bedürfen! aber wenn Du jetzt Recht hast und mir nicht nachgeben willst, so bin ich freilich die ärmste Bettlerin!" Sie brach in diesem Augenblick in convulsivisches Schluchzen aus. Der gelassene Hamburger hatte seine Gemahlin noch nie so gesehen und aufgebracht über die „kindische Opposition," sagte er in einem Tone, wie ihn Adine noch nie von ihm gehört: „Jetzt will ich Ruhe haben!"

Adine verließ darauf sogleich das Zimmer und ging in den Garten.

VI.

Enthüllungen.

Adine befand sich in einer unbeschreiblichen Aufregung, daß sie durch ihren Gemahl so plötzlich und entschieden darüber belehrt worden war, in welcher Stellung sie sich denn eigentlich als seine Frau befand. Sie hatte bisher nie über dieselbe und deren Consequenzen nachgedacht. Bei dem Gefühl von Achtung für den älteren, angesehenen Mann, das sie für Herrn van Grohbecker empfand, und das sie veranlaßt hatte, ihre Hand vertrauensvoll in die seinige zu legen, war es ihr natürlich, daß sie ihren Willen in allen Dingen des täglichen und häuslichen Lebens seinen Wünschen und Gewohnheiten unterordnete. Sie hatte trotzdem von ihm so

oft hören müssen, dies oder jenes sei unpassend für Hamburg, und sie hatte darum begonnen, diese Stadt zu hassen, in deren Namen ihr so viel Zwang auferlegt ward, aber ihren Gemahl wagte sie dabei noch nicht, auch bei sich selbst nicht anzuklagen, und wenn sie mit ihrem Loose unzufrieden war, so sagte sie sich nicht sowohl: wäre ich doch nicht seine Frau geworden, als vielmehr nur: lebten wir doch nicht hier in dieser nüchternen, nur vom Geld und Materialismus und altherkömmlichen Formen beherrschten Stadt! Heute aber fühlte sie eine doppelte Last sich auferlegt, heute knirschte sie so gut über die verrotteten Einrichtungen dieses sogenannten „Freistaates," wie über den sich ihr plötzlich ganz enthüllenden, egoistischen Charakter ihres Mannes und zumeist über die Machtlosigkeit und Unmündigkeit, zu der sie sich nicht allein durch ihn selbst, sondern durch die Ehe, ja durch ihr Geschlecht überhaupt verurtheilt sah. Sie hatte sich mit lächelnder Resignation die Befriedigung manches Wunsches versagt, wenn Herr van Grohbecker die Ausgabe zu groß fand; jetzt aber, wo sie sich nicht im Genießen, sondern im Wohlthun gehemmt sah, wo sie einen Bittenden abweisen sollte, dessen Bitte sie so gern gewährt hätte, ja dem sie die Hilfe bereits versprochen, jetzt fühlte sie sich namenlos unglücklich und ebenso entrüstet darüber, daß sie für ihr ganzes Leben einer solchen Willkürherrschaft sich unterwerfen, sie wohl gar noch als einen glücklichen, beneidenswerthen Zustand anerkennen sollte.

Diese Erkenntniß mit allen ihren Consequenzen steigerte in dieser heißen, südlichen Natur die Aufregung zu einer Art von Wuth. Von ihr beherrscht, eilte sie durch den Garten und warf sich, in Thränen ausbrechend, in das

Gras unter die hohe Platane daselbst. Adine fühlte sich eine Gefangene, eine Sklavin — auf Lebenszeit. Nicht nur dies Haus, dieser Garten, die ihr wie Käfige vorkamen, auch diese Stadt, dieser Staat, war für sie ein Gefängniß. Nicht lange aber konnte sie in dieser ohnmächtigen Wuth daliegen, ihre unruhige Natur jagte sie wieder empor, von Neuem durch den Park zu eilen.

In diesem Augenblick sah sie Anatol durch das Gartenthor eintreten. Sie ging ihm entgegen und in ihrer Aufregung, in der Sehnsucht, die Empfindungen des Schmerzes und Zornes, die sie erfüllten, gegen irgend ein Wesen auszusprechen, streckte sie dem Ankommenden die Hand hin und sagte:

„Ich bin außer mir, es ist Alles vergeblich! Ich konnte es allerdings wissen, daß mein Mann in Geschäftssachen auf eine Bitte von mir nichts geben würde, deshalb habe ich auch in dieser Beziehung keinen weiteren mühsamen Versuch bei ihm gemacht und ihm dagegen vorgeschlagen, daß ich helfen, daß ich von meinem Vermögen die Summe riskiren wollte, die etwa zu riskiren wäre. Und darauf hin nannte er nicht nur diesen Vorschlag kindisch, sondern er setzte mir auseinander, daß ich selbst ein Kind sei, daß ich es bleiben müsse für immer — zeitlebens — das Gesetz verurtheile mich dazu."

Anatol selbst stand einen Moment bestürzt von der Art dieser Mittheilung, von der Leidenschaftlichkeit, mit der sie ihm Adine machte. Er kannte diese unerbittlichen Reichen, diese „Geldsäcke," wie er sie nannte, die es sich noch als ein Verdienst anrechnen, wenn sie alle Bitten und Gesuche zurückweisen, die nicht ganz „geschäftsmäßig" sind. Er hatte sich

darum auch wenig Hoffnung auf eine günstige Antwort gemacht, und nur daß Adine mit ziemlicher Sicherheit eine solche versprochen, war ihm ermuthigend gewesen; hätte er freilich ahnen können, worauf diese Sicherheit beruhte, so würde er sie und sich vor solcher Enttäuschung bewahrt haben. Nun blieb ihm nichts übrig, als sich so viel als möglich zu sammeln und Adine zu beruhigen.

„Es ist immer schlimm," sagte er so ruhig wie möglich und auf ihren Gedankengang eingehend, „wenn man gern helfen möchte und es nicht kann. Ich befinde mich ganz in dieser Lage; man muß es hinnehmen wie ein Verhängniß und sich darein ergeben. Ich habe mich leider schon oft in dieser Nothwendigkeit befunden. Ihnen geschieht dies heute vielleicht zum ersten Male, und darum sind Sie so davon afficirt, und da nun einmal Ihr Wunsch sich nicht erfüllen kann, so vergessen Sie diese Angelegenheit und vergeben Sie mir, daß ich Sie damit behelligt und Ihnen diesen Sonntag verdorben habe."

„Sie haben mir ihn nicht verdorben!" sagte sie, mit feurigen Augen zu ihm aufblickend, „ich habe nur erkannt, daß mein ganzes Leben verfehlt ist! Ich bereue, daß ich meine Heimath verlassen habe und in dieses Land gegangen bin, in dieses Land, wo nur Alles auf Geld und Gewinn hinausläuft, und wo selbst die Frauen diesem Moloch des Materialismus ganz und gar geopfert werden!"

Anatol sah, wie der Zorn und die Aufregung Adine vollständig beherrschten und bemühte sich, wiewohl vergeblich, durch sanftes Zureden sie zu beruhigen und davor zu behüten, daß sie vor ihm, dem Fremden, ihren Mann und sich selbst durch die weitere Entdeckung compromittire:

sie sei das Opfer einer Speculations-Heirath und nicht glücklich in ihrer Ehe. Er versuchte endlich, sein Ziel durch die mit bitterem Lächeln gemachte Bemerkung zu erreichen: „Lassen Sie uns auch nicht allzu ungerecht sein gegen Andere. Ich kam in der Angelegenheit eines Freundes, der in der traurigen Lage ist, der Hilfe eines Geschäftsmannes zu bedürfen; ich kann mir selbst denken, wie oft die Ihres Herrn Gemahls schon in ähnlichen Fällen in Anspruch genommen und sein Vertrauen gemißbraucht worden ist, so daß er nun den Unschuldigen büßen läßt, was Schuldige begingen, und wenn er jetzt selbst Ihrer Großmuth Schranken setzt, so wird er sich sagen, daß Sie keine Erfahrung haben, und daß es darum ganz in der Ordnung, wenn er selbst der Verwalter Ihres Vermögens ist und Sie dadurch vor Verlusten bewahrt, die Sie später bitter empfinden könnten. Und in diesem Sinne erscheint es von Ihnen nicht minder egoistisch, wenn Sie sich jetzt plötzlich allein darum unglücklich fühlen, daß Sie nicht über Ihr eignes Geld verfügen können, — derselbe Egoismus, der Ihnen verwerflich erscheint, beherrscht Sie selbst!"

„Mein Herr!" rief Adine auffahrend, „ich dächte doch, es wäre ein Unterschied, ob man sich des Reichthums freut, weil er ein Mittel ist, Andern zu helfen, oder ob man ihn nur benutzt, um Andere unter die Füße zu treten. Aber ich brauche mich nicht zu ereifern," fügte sie mit apodiktischer Sicherheit hinzu, „ich weiß, daß Sie es in diesem Moment für geboten halten, Ihr Herz etwas Anderes aussprechen zu lassen als was es empfindet."

Anatol fühlte sich durch diese Worte getroffen und suchte eben nach einer Antwort, als er Herrn van Grohbecker aus

dem Hause treten und durch den Garten gehen sah. Der Maler näherte sich dem Hausherrn, um dadurch die peinliche Situation zu beenden, in die er sich versetzt sah. Herr van Grohbecker, obwohl er noch gar nicht ahnte, wie er Adine tief verwundet, konnte über den Haupt-Inhalt des Gesprächs der Beiden nicht zweifelhaft sein und wünschte doch eine Erörterung des fraglichen Punktes zu vermeiden, da bei ihm in Geschäftssachen ein Wort so viel wie tausend Worte waren. Zugleich wollte er vor seiner Frau wie vor einem Künstler, der eben begann in Hamburg en vogue zu kommen, zeigen, daß es, wenn auch in Geschäftsverhältnissen streng und unerbittlich, ihm weniger auf Geld und Gewinn als auf Ordnung und Solidität ankomme, und so sagte er zu Anatol, der ihm schon früher vorgestellt worden war:

„Herr Bornhelm, wenn es Ihre Zeit erlaubt, würde es mir sehr angenehm sein, wenn Sie meine Villa und die Aussicht von ihr zu einem landschaftlichen Gemälde vereinigen würden.“

Anatol war von diesem Anerbieten im höchsten Grade überrascht und sprach das auch in Worten aus, denen er als eine Art Gegenerklärung hinzufügte: „Es war eine andere Angelegenheit, um derentwillen ich gekommen war, und die ich mir erlaubt hatte, Ihrer Frau Gemahlin vorzutragen, da ich nicht die Ehre hatte, Sie zu treffen.“

Herr van Grohbecker winkte in einer gewissen Manier vornehmer Ueberlegenheit mit der Hand und entgegnete rasch: „Bitte, lassen wir das! Ein Jeder thut was seines Amtes, seines Faches ist! Die in Rede stehende Sache ist abge-

macht und nimmt ihren herkömmlichen Verlauf; ich habe schon zu viel Worte damit verloren.“

Anatol fühlte sich von diesem Ausspruch des Handelsherrn seltsam betroffen; doch als er in das ruhige, immer ausdruckslose Gesicht des Mannes blickte, der ihm gegenüberstand, so konnte er in gewohntem Conversationston antworten:

„So bin ich denn in jeder Weise zu Ihrem Befehl; doch werde ich die Arbeit in dieser Woche noch nicht beginnen können.“

„Wie es Ihnen gefällt,“ bemerkte Herr van Grohbecker hierauf.

Anatol empfahl sich. Adine, die, seitdem ihr Gemahl hinzugetreten war, kein Wort mehr gesprochen, entließ auch jetzt den Maler nur mit einer leichten stummen Verbeugung und wandte dann ihre Schritte wieder nach der Laube. Herr van Grohbecker fühlte sich nicht aufgelegt, ihrem „kindischen Trotz“ noch weitere Concessionen zu machen und ging in das Haus. Er fand Unterhaltung in den Börsenberichten der Zeitungen, Adine suchte Zerstreuung bei ihrer Katze, die, miauend über die heute von ihrer Herrin erfahrene Vernachlässigung, zu ihr geschlichen kam und nun zärtliche Aufnahme fand. Das war das gemüthliche Stillleben eines Hamburger Landhauses am Sonntage.

Draußen aber, auf den glatten Wasserfluthen herrschte noch lange ein heiter bewegtes Leben. Auch Anatol zog es mit in seinen bunten Wirbel hinein. Er wollte eben eines der kleinen Dampfboote besteigen, das ihn zurück nach Hamburg tragen sollte, um dem fernen, unglücklichen Freunde das Mißlingen seines Auftrages anzuzeigen, als Herms-

feld in Begleitung einiger anderer jungen Leute mit eben diesem Boote landete. Sie nahmen den Maler in ihre Mitte, und es war nun an kein Entrinnen mehr zu denken; er mußte mit umkehren, um mit ihnen den Abend vollends zu verbringen.

„Wir haben Sie vergeblich in Ihrer Wohnung schon am Morgen gesucht," sagte Hermsfeld, „und nun wir Sie am Abend noch glücklich erreichen, soll es Ihnen nicht gelingen, uns wieder zu entschlüpfen. Beichten Sie denn: wo sind Sie gewesen?"

„Eigentlich sehen Sie das ja!" entgegnete Anatol. „Aber meine Hauptbedingung für ein Zusammensein mit Ihnen ist, daß auch Niemand weiter frage, wo ich gewesen bin. Ich habe etwas erlebt, was ich lieber vergessen möchte."

„Also es handelt sich darum, daß Sie Lethe trinken, wie der Prinz von Arkadien," rief Hermsfeld. „Ich glaube, wir werden den Quell finden, wenigstens wir Alle werden ihn gern suchen. — Nur um Gottes Willen keine Leichenbittermiene. Sie sehen, wir wollen eine lustige Gesellschaft sein!"

Anatol wollte vergessen, sich selbst und seine verunglückte Mission, den Freund und dessen unglückliche Lage, die schöne Tochter des Südens, die, wie es schien, eben erst zum Bewußtsein davon erwachte, daß sie gleich einer leibeigenen Sclavin an den kalten Handelsmann gefesselt war, der sie sich als Seltenheit zu eigen und damit ein gutes Geschäft gemacht. Er wollte sie vergessen, diese Feueraugen, die unter den langen Wimpern wie unwillkürlich zündende Blitze hervorschossen, wollte sie vergessen, diese feine Hand, deren Berührung ihn wie mit einem elektrischen Fluidum

durchströmt und auf die er seinen Kuß mit solcher Inbrunst gedrückt hatte, und deshalb ließ sich Anatol nicht länger vergeblich zureden, sich in die übermüthige Schaar zu mischen und gab sich sogar Mühe, ihr Geschwätz interessant zu finden.

Eben war ein Streit ausgebrochen, ob man auch den späteren Abend so unter sich bleiben oder zum Finale des Sonntagvergnügens die Gesellschaft von Damen aufsuchen wolle. Die Ansichten darüber waren getheilt. Anatol glaubte, ein gewichtiges Wort mit in den Streit zu werfen, indem er sagte:

„Ich dächte, die Herren wären sämmtlich nicht in der rechten Verfassung, um in Damengesellschaft zu passen, und, was mich selbst betrifft, so habe ich auch nicht die mindeste Lust, mir Zwang aufzuerlegen.“

Ein schallendes Gelächter ward durch diese Worte hervorgelockt, und Hermsfeld, gleichfalls lachend, klopfte seinem „unschuldigen Freund“, wie er ihn nannte, auf die Schulter und sagte: „Da irren Sie freilich sehr, wenn Sie denken, man reiße sich nach solchen Damen, wo man sich geniren muß. Eine solche Zumuthung wäre allerdings verteufelt langweilig. Aber bei unserer reizenden Henriette würden wir leicht amüsante Gesellschaft finden.“

„O hören Sie nur,“ rief hierauf ein Anderer, „Ihr unschuldiger Freund murmelt mit moralischem Entsetzen etwas von Demi-monde und hält sich für viel zu tugendhaft, sich in solche Gesellschaft zu begeben, als ob man in einem Hause der guten Gesellschaft die Garantie hätte, von lauter Tugend und Sittlichkeit umgeben zu sein: man findet bloß mehr Heuchelei, das ist der ganze Unterschied.“

Anatol sprach von Uebertreibung, von Libertins-Ansichten und meinte, daß, wer gewohnt sei, sich vorzugsweise in „zweifelhafter“ Gesellschaft zu bewegen, schließlich überall eine solche zu erblicken glaube. Hermsfeld entgegnete:

„Aber mein Gott! selbst wenn Ihr Glaube an die sogenannte weibliche Tugend begründet wäre, was ist denn damit gewonnen? für die Unterhaltung sicher nicht das Mindeste. Sehen Sie sich doch nur diese steifen, langweiligen und gelangweilten Geschöpfe an, die sich immer unter der Aufsicht der Frau Mama befinden! Ist denn, wie Sie Platoniker es wollen, ein nur einigermaßen geistig anregender und selbst nur harmloser Umgang mit diesen Töchtern der sogenannten guten Gesellschaft möglich? Mag es sein, daß uns die Grazien der Demi-monde auch nur unter dem Gesichtspunkt der sie freihaltenden Anbeter betrachten; aber es ist doch immer weniger gefährlich in ihre Netze, als in die der nach uns angelnden ehrbaren Mütter und ihrer unschuldigen Töchter zu gerathen, die uns gleich für's ganze Leben kapern wollen. Denn sie betrachten die Männer doch einzig und allein unter dem Gesichtspunkt der Heirathsfähigkeit, wägen danach unsern Werth ab und haben kein Interesse an uns und unsrer Unterhaltung, wenn sie nicht die Hoffnung daran knüpfen können, in uns den Rechten zu finden, der den lieben Eltern die Sorge für die zärtlich geliebte, und mit der Anweisung auf einen künftigen Eheherrn groß gefütterten Tochter gefälligst für immer abnimmt und die Sehnsucht derselben nach dem „Versorger,“ der ihr Alles, hauptsächlich aber schöne Kleider und Möbel in geschmackvoller Auswahl, giebt und sie so gleich auf zeitlebens in Ruhestand versetzt! Wir Alle sind mehr oder

weniger die Opfer solcher Angelei und sollen als solche noch die immer angenehmen, aufmerksamen Diener spielen. Ich frage: wie kann man denn mit diesen wohlerzogenen Töchtern nur eine Unterhaltung versuchen, wenn man gleich weiß, daß überall eine Schlinge auf uns lauert, und daß uns aus jedem freundlichen Blick oder Wort, aus dem geringsten Interesse, das wir verrathen, ein Vorwurf gemacht wird, sobald wir nicht nach der logisch festgestellten Ordnung jener guten Gesellschaft einen Heirathsantrag darauf folgen lassen? So geht es zu in den Kreisen der guten Familien, der wohlerzogenen Töchter, die auf Commando die Augen auf- und niederschlagen und in Verlegenheit gerathen, wenn sie mit einem Manne einen Moment allein sind, als stünde da sofort ihre Tugend auf dem Spiel."

„Eine Angst, die für das Kennzeichen besonderer Wohlerzogenheit gilt und allerdings viel zu denken giebt," lachte ein Anderer. „Man weiß, was sich im Schooß der Familien hinter dieser Sprödigkeit und diesem Kokettiren mit Ehrbarkeit und Häuslichkeit verbirgt. Die Chronique scandaleuse hat nirgend ein reicheres Feld als in eben diesen als heilig ausgeschrieenen und vor jedem profanen Eindringling sorgfältig verschlossenen Häusern."

„Ja," bestätigte ein Dritter: „erst gestern habe ich wieder eine hübsche Geschichte aus dem Hause des Herrn van Grohbecker gehört, dieser „hochachtbaren" Firma."

Anatol horchte hoch auf, und es bedurfte nicht erst der Mahnung, die Hermsfeld zu ihm hinwarf: „Bornhelm, merken Sie auf, wahrscheinlich eine interessante Geschichte von der bewußten brasilianischen Tigerkatze!" Nach der einstimmig erlassenen Aufforderung, die hübsche Geschichte zu

erzählen, begann ein junger Mann: „Sie wissen, daß ich bei einem alten, etwas wunderlichen Kauz wohne, der früher bei van Grohbecker im Geschäft war und jetzt noch von ihm das Gnadenbrod erhält. Vor etwa einem halben Jahr ist ihm die Frau gestorben und seitdem hat er eine Schwester, die in einer andern Stadt verheirathet war und Wittwe geworden, zu sich genommen. Sie ist — gegen die Natur der Frauen — etwas geschwätzig. Neulich fand ich sie in einer besonderen Aufregung. „Eine Wasserratte, ein Seeungeheuer“ war, wie sie mit hundert Ausrufungszeichen mir versicherte, bei ihrem Bruder da gewesen, und hatte, wie sie behauptete, einen Mordspektakel gemacht, weil in seiner Abwesenheit seine Tochter abhanden gekommen und er sie der Mutter vergeblich abverlangt. Und wissen Sie, wer diese Mutter war?“

„Doch nicht die schöne brasilianische Tigerkatze, will sagen Frau Adine van Grohbecker?“ fragte Einer der Genossen, der, wie er sich ausdrückte, jene Bezeichnung von Anatol „annectirt“ hatte.

„Ich dachte gar, die hätte allenfalls die Tochter abgeben können!“ lachte der Erzähler, „nein, das ehrsame, tugendreiche Fräulein Friederike van Grohbecker, das man bisher unter das Geschlecht der „alten Jungfern“ zu rechnen gewohnt war!“

Alle lachten; jener aber sagte: „Nun, es lohnt auch der Mühe diese Entdeckung gemacht zu haben; ich sehe nichts Besonderes daran.“

„Der Hauptspaß ist nur: die Tochter, die jetzt eben so alt oder älter wie Frau van Grohbecker sein mag, hat nach der Berechnung der Mutter, die sie in Bremen erziehen

ließ, eigentlich selbst Frau van Grohbecker werden sollen, damit nach echt hamburgischem Patriziertthum Alles hübsch nach Haus und Firma zusammenbliebe; aber ehe dies Projekt zur Reife gediehen, ist die „schöne Fanny“ durch= und zum Theater gegangen, verschwunden und verstoßen worden. Der amerikanische Schiffsrheder, jenes „Seeungeheuer,“ der nun auch, ich weiß nicht ob als Nabob oder ob als das zeitgemäßere Gegentheil von dort wieder zurückgekehrt und von der ehemaligen Geliebten, mit der er wenig Umstände gemacht zu haben scheint, nicht hat erfahren können, wo die Tochter hingekommen, soll fest entschlossen sein, die ganze Geschichte in einer Hamburger Zeitung drucken zu lassen, wenn ihm nicht das ehrsame Fräulein die verleugnete und verschwundene Tochter zur Stelle schafft. Jene ist denn nun jetzt auch von Hamburg verschwunden, angeblich um selbst die Verlorene zu suchen; vielleicht auch, um den projektirten Scandal oder dem Zorne ihres Bruders zu entgehen.“

Alle lachten bis auf Anatol, der das Gehörte mit Ernst zu erwägen schien.

Inzwischen war die Gesellschaft an einem Garten angelangt, in dem man eben die bunten Lampen anzündete, und wo rauschende Musik ihre Lockrufe entsendete. „Sehen wir, ob sich hier ein passender Platz für uns findet!“ kommandirte Hermsfeld, und Alle folgten ihm ohne Weiteres. Man blieb noch lange beisammen, aber die Geschichte von der verschwundenen Tochter war bald von anderen Gesprächsstoffen verdrängt.

VII.

Ein Riß.

Adine gab sich fortan wenig Mühe, die große Abneigung zu verbergen, die sich von dem Augenblicke an einfand, da ihr Gemahl sie „sein Eigenthum“ genannt und ihr erklärt hatte, was eine echt christliche, hamburger Ehe eigentlich zu bedeuten habe. Sie begann bereits darüber nachzudenken, ob es kein Mittel gebe, sich diesem Joche zu entziehen, das für ihre Lebenszeit zu tragen, ihr nun fast undenkbar schien, um so mehr, als sie inzwischen noch genug von Herrn van Grohbecker erfahren hatte, was ihre Achtung zu ihm verringern mußte. Eines Tages brachte er ihr einen Brief, worin Friederike — es waren nun einige Wochen seit ihrer Abwesenheit vergangen — ihre baldige Rückkunft anzeigte. Der Bruder, der, wie es schien, erst selbst ihre Entfernung gern gesehen hatte, erblickte nun wieder in ihrer Rückkehr gleichsam neue Hilfe für sich, indem er sich sagte, Adine würde nie gewagt haben, sich so selbstständig und widerspänstig zu zeigen wie jetzt, wenn ihr Friederike zur Seite geblieben wäre, sie zu bändigen und sie über die Stellung und Pflichten einer Hausfrau zu belehren. Er war unvorsichtig genug, eine derartige Aeußerung gegen Adine selbst fallen zu lassen und diese sagte darauf gereizt:

„Da es hier bei Euch Sitte ist, eine Gemahlin nur darum zu wählen, damit der Mann durch ihr Vermögen, über das er nach Belieben verfügt, das seinige vermehre und damit er Jemanden habe, der sein Hauswesen in Ordnung hält, so ist eigentlich meine Gegenwart hier vollständig über=

flüssig, sobald Friederike wieder zurückkommt. Sie besorgt Dir ja Alles, und ich bin dann eine Null. Ich mache Dir und ihr keinen Vorwurf daraus; denn Ihr habt jahrelang so zusammengelebt, und ich habe stets nur das Gefühl gehabt, im Wege zu sein; ich passe nicht zu Euch. Wir wollen uns in Frieden trennen, ehe sie kommt. Mein Geld kann nach wie vor in Deinem Geschäft bleiben, und ich brauche in meiner Heimath wenig zum Leben."

„Du redest wie ein Kind," sagte der erstaunte Gemahl, der seinen Ohren nicht traute, „und wirst ewig ein solches bleiben. Danke Gott, daß Du in mir eine Stütze gefunden. — Deine Brüder hatten Recht, als sie sagten, daß Du einer solchen bedürftest, daß Du ohne sie zu Grunde gingest! Wer hat Dir solche wahnsinnige Ideen in den Kopf gesetzt? es ist kaum anders möglich, als daß die Stimme irgend eines frechen Verführers aus Dir spricht."

„Es ist Deine eigne Stimme, die Stimme der Wirklichkeit, der Thatsachen," entgegnete sie ihm heftig und mit funkelnden Augen, „und gegen diese wirst Du doch nichts einzuwenden haben. Ja! ich habe etwas begangen, was vielleicht in Deinen Augen ein Verbrechen ist, und eben darum gestehe ich es Dir. Du hattest gestern den Schlüssel Deines Schreibsekretärs stecken lassen, und ich habe ihn geöffnet und Vieles gelesen."

„Adine!" rief der Gemahl erbleichend, und auf seine Gattin stürzend, schleuderte er sie so heftig von sich, daß sie halb zu Boden und mit dem Kopf an die Ecke eines Marmortischchens fiel; sie stieß einen gellenden Schrei aus und verstummte.

Herr van Grohbecker stand einen Augenblick erschrocken

vor der Ohnmächtigen. Dann sagte er, die Lippen zusammenbeißend, zu sich selbst: „Ein Theatercoup; darin bleiben sich alle dieses Geschlechtes gleich!“ und verließ das Zimmer, um selbst einen Blick in seinen Schreibtisch zu werfen.

Als er durch die Thür ging, schlich sich die Cyperkatze, einen großen Buckel machend, an ihm vorüber und setzte sich zu den Füßen ihrer Herrin.

Herr van Grohbecker hatte nicht nöthig, unter seinen Papieren besondere Nachforschungen anzustellen. Adine war ein ehrlicher Spion. Sie hatte sich ein persönliches Geständniß erleichtern und ersparen wollen, indem sie diejenigen Briefe, die für sie ein corpus delicti bildeten, zusammen obenauf gelegt hatte. Es war dies ein Brief ihres Bruders, aus dem sie ersah, daß ihr Gemahl mit diesem schon handelseinig über die Verlobung mit Adine gewesen war, da er sich noch gegen sie gestellt hatte, als bezweifle er dessen Einwilligung. Dann kam der Brief einer Ballettänzerin von neuem Datum, die über einen kürzlich erhaltenen Brillantschmuck quittirte, und endlich der Brief Friederikens, worin sie schrieb: „M. sieht ein, daß ich nichts weiter thun kann zur Habhaftwerdung Fanny's, und da es nun unmöglich ist, zu einer halbuntergegangenen Schauspielerin in ein näheres Verhältniß gestellt zu werden, so wird es am besten sein, wenn wir selbst zu entdecken suchen, wo sie hin gekommen, damit sie Menzinger mit nach Amerika nehme. Was Adine betrifft, so wird sie unter meiner Autorität schon wieder zahm werden. Allerdings kann ich aus Deinen Klagen entnehmen, wie im Hause alles außer Rand und Band ist, und welchen

Kampf ich mit Dienstleuten, Bettlern, Katzen und allerlei Gesindel, das sie hegt, werde zu bestehen haben."

Herr van Grohbecker ward um so aufgebrachter über Adine's „vorwitzigen Einbruch," als er Ursache hatte, sich aller dieser Entdeckungen zu schämen und sich in jeder Beziehung um den Nimbus der großen Ehrbarkeit, den er um sich zu breiten verstanden hatte, gebracht sah; aber wenn er auch alles Andere gewissermaßen als ein Männerrecht in Anspruch nahm, so fühlte er sich, zumeist in Bezug auf den Brief seiner Schwester, gedemüthigt und geärgert. Und was war nun zu thun? wie sollte er sich rechtfertigen? „Rechtfertigen? wie lächerlich!" sagte er sich selbst, als ob eine männliche Autorität jemals der Rechtfertigung gegen eine Frau, zumal gegen die eigene, bedurft hätte! Und nun vollends hier und jetzt, wo das Unrecht auf ihrer Seite war. Wie hatte sie sich unterstehen können, seinen Schreibschrank zu öffnen, und wenn zehnmal der Schlüssel darin gesteckt? Hatte er etwa darum geheirathet, um einem andern Menschen von seinem Thun und Lassen Rechenschaft abzulegen? und wem denn? einem jungen, unerfahrenen, ungebändigten, uncivilisirten Geschöpf, er, der erfahrene Weltmann, dessen Haar sich schon grau färbte? Eine Plage hatte er sich aufgeladen, einen Kobold in's Haus genommen, statt eines freundlichen Engels, der ihm das Dasein verschönte. — Er ging mit langen, wüthenden Schritten im Zimmer auf und ab. Und daß ihn auch gerade jetzt noch dieses häusliche Ungemach treffen mußte, wo er am allerwenigsten in der Stimmung war, sich mit solchen „Lappalien" zu befassen, wo für ihn Tausende, ja Millionen auf dem Spiele standen. Heute auf der Börse waren nämlich die beunru-

higendsten Nachrichten aus Amerika angekommen; er hatte sich zugleich mit einem ihm verbündeten Handelshause in London in ein Geschäft eingelassen, das ihm als dem Mitdirektor einer Art Credit mobilier bis jetzt große Summen eingebracht. Schon vor ein paar Wochen indessen, als die Geschäftsverhältnisse überhaupt durch den amerikanischen Krieg eine immer drohendere Gestalt annahmen, — hatte jenes Londoner Haus Herrn van Grohbecker angezeigt, daß, da die Stimmen, welche sich gegen das Directorium und seine Verwaltung erhoben, immer lauter würden, es Zeit sei, öffentlich Rechnung abzulegen; man spreche von Unterschleifen, und wenn es nicht gelänge nachzuweisen, wohin denn eigentlich das ganze Geld der Actionaire gekommen sei, so wäre man verloren, und selbst ein Bankerott der Gesellschaft, den man auf Rechnung der amerikanischen Verhältnisse setzen könne, werde nicht das Directorium vor der Rechenschaftsforderung schützen. Das Beste für letzteres sei, das Amt niederzulegen und die Schuld auf die unteren Beamten zu schieben.

Herr van Grohbecker war auf diesen Vorschlag nicht so ohne Weiteres eingegangen, theils in der Hoffnung, daß seine Sache doch noch zu retten sei, theils aus Stolz, um nicht nachzugeben und sich selbst verdächtig zu machen. Und nun mußte er sehen, daß ein Ruin von dieser Seite fast nur noch eine Frage der Zeit war, wenn sich die heutigen Börsennachrichten bestätigten. Und es war nicht diese Angelegenheit allein, die von dem heutigen Tage abhing, sondern es war schon der Sturz anderer Häuser gemeldet worden, der ihm gefährlich werden konnte.

Er stand am Fenster und blickte unschlüssig, aufgeregt

hinaus; die Hitze war noch ungewöhnlich und ein Gewitter im Anzuge; auf einem Seitentische hatte er eine Flasche mit Ale, und er leerte ein paar Gläser halb aus Durst, halb in der Aufregung. Es flimmerte ihm vor den Augen, als er wieder hinausblickte und eine graue Gestalt eilig auf das Haus zukommen sah. Er empfand einen unsäglichen Verdruß und Aerger, und eine namenlose Beklemmung bemächtigte sich seiner; war es Widerwillen oder Angst vor einer möglichen Störung? Alles Blut stieg ihm zu Kopf und Herzen; — denn jetzt bemerkte er, daß es der Telegraphenbote war, welcher klingelte und mit starken Schritten die Treppe hinaufkam und zu ihm eintrat.

Mit zitternder Hand quittirte Herr van Grohbecker den Empfang, ihm war es, als unterschriebe er sein Todesurtheil. — Als der Bote hinaus war, trank er noch ein Glas des starken Getränkes, ehe er das Couvert des Telegramms löste.

Sein Gesicht röthete sich widernatürlich, ward dann so blau, wie die Buchstaben, die auf dem Papier vor ihm tanzten, er knitterte das Blatt krampfhaft zusammen — dann vernahm man ein dumpfes Röcheln — eine Weile darauf ward Alles still. — —

Etwa eine Stunde hatte Adine in ihrem bewußtlosen Zustande gelegen. Adine's erster Blick fiel, als sie endlich zu sich kam, auf die Katze; es gab also doch ein Wesen im Hause, das sich um sie kümmerte, das es gut mit ihr meinte, eben das Wesen, das man deshalb hatte verbannen wollen. So weckte der Anblick der Katze von Neuem Adine's Erbitterung gegen die Menschen, die sie umgaben; das Thier war ja der erste Gegenstand des Streites im Hause gewesen, hatte ihr indi=

rect Friederikens wahre Gesinnung gegen sie enthüllt, und es hätte nicht erst des Briefes bedurft, den sie jetzt unbefugter Weise gelesen, und in dem Friederike ihren wahren Charakter selbst blosgelegt hatte. Den damals verleumdeten Knaben Wilhelm Kunze hatte Adine denn auch mehr und mehr protegirt und durchaus keine Eigenschaften an ihm gefunden, die auf jene Durchtriebenheit schließen ließen, welche Herr van Grohbecker bei ihm vorausgesetzt. Sie hatte ihn — allerdings erst seit Friederikens Abwesenheit — wöchentlich zweimal kommen lassen und zu mancherlei kleinen Diensten, namentlich Botendiensten, verwendet, die er immer zu ihrer Zufriedenheit ausgerichtet. Doch auch ihn für immer fern zu halten, fürchtete sie, würde man bald eine Gelegenheit finden. Sie besann sich und sah nach der Uhr: jetzt eben mußte er im Hause sein, und vielleicht konnte sie ihn gerade jetzt brauchen.

Eilig erhob sie sich. Was vorhin ein Vorschlag gewesen war, den sie in aller Ruhe und mit allem Rechte ihrem Gatten glaubte gemacht zu haben, daß sie sich nämlich von ihm trennen wolle, das war nun bei ihr unumstößlicher Beschluß geworden. Sie war bewußtlos niedergestürzt, und er hatte sie verlassen, ja er war vielleicht froh, sie in diesen Zustand versetzt zu haben! Wessen hatte sie sich nach einer solchen Behandlung nun noch zu versehen? Sie hatte es als eine schnöde Ungerechtigkeit empfunden, daß ihr Mann sie selbst sein Eigenthum nennen, sie ihrer ganzen Selbstständigkeit berauben konnte; aber sie empfand es als eine ungeheure Schmach, daß er die Hand wider sie erhoben hatte, und sie hätte sich selbst verachtet, wenn sie im Stande

gewesen wäre, eine solche Schmach geduldig zu ertragen. Rasch klingelte sie jetzt nach ihrer Kammerjungfer.

Minna erschrak, als sie eintrat, auf's Höchste über den Anblick ihrer jungen Herrin. Das bleiche Gesicht derselben, die mit Blut unterlaufene Stelle ihrer Stirn, das in Unordnung gerathene Haar: dies Alles machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf sie. Adine bemerkte es, und sie legte zutraulich ihre Hand auf die Schulter des Mädchens und fragte leise: „Ist der Herr noch zu Hause?"

Minna antwortete: „Er ging vorhin in sein Zimmer, als er Sie verließ, und ist noch darin."

„Minna, ich kann nicht länger in diesem Hause bleiben, den Mann nicht wiedersehen, der mich so zugerichtet —" sie deutete auf ihre Stirn. „Ich muß fort, sogleich, und weiß doch im Augenblick nicht, wohin."

„Aber gnädige Frau! das ist ja gar nicht möglich!" rief Minna, die nicht recht zu hören glaubte.

„Ja, hier ist entweder Alles möglich oder Nichts!" sagte Adine voll Bitterkeit. „Ich bin über ein Jahr hier und weiß keinen Menschen, an den ich mich um Schutz wenden könnte!" Sie ließ sich von Minna Hut und Umwurf holen und dem Knaben Wilhelm sagen, daß er auf sie warten möge. Dann schrieb sie auf ein Blatt Papier, das sie an ihren Gemahl adressirte: „Was heute geschehen, trennt uns für immer, hoffentlich finde ich ein Schiff, das mich wieder in die Heimath bringt." So wenig hatte sie das Leben und die einzelnen Verhältnisse desselben kennen gelernt, daß sie alles Ernstes glaubte, sie brauchte nur sich an den Hafen zu begeben, um unter diesen hunderten von Segeln und Flaggen schon eins ihres schönen Heimathlandes zu finden, das sie heim=

wärts tragen könnte. Freilich fing es schon an zu dämmern, und sie durfte nicht die Hoffnung hegen, noch diese Nacht an Bord zu kommen; aber es gab ja am Hafen Hotels und Auswanderungsbureaus, welche diejenigen aufnahmen, die auf die Abfahrt eines Schiffes warten. In dieser vagen Aussicht machte sie sich auf den Weg, indem sie Wilhelm mit einigen ihrer Sachen zu dem kleinen Dampfschiff vorausschickte, das sie vorerst nur zur Stadt bringen sollte.

Vergeblich beschwor Minna ihre Herrin, nur nicht so übereilt und in Verzweiflung fortzugehen; sie wolle dem Herrn sagen, daß sie krank geworden und sich bereits zur Ruhe begeben, sobald er nach ihr frage. Nur die Nacht solle sie noch hier bleiben; denn über Nacht komme guter Rath. Morgen, wenn der Herr sich in's Geschäft begeben, lasse sich ja ihre Entfernung viel besser bewerkstelligen.

Adine hörte auf keine andere Stimme als die ihrer eigenen inneren Entrüstung, und wenn sie vorhin gesagt, sie bliebe keine Stunde länger im Hause eines solchen Tyrannen, so war ihr dies Wort wie ein unverletzlicher Eid. Da sie sah, das Minna ihr nicht besser rathen und helfen wollte, so wechselte sie auch mit ihr weiter kein Wort und verließ eilig das Haus und den Garten.

Als sie das kleine Dampfschiff bestiegen hatte, wagte sie gar nicht unter ihrem Schleier aufzublicken, als ob sie dadurch vermeiden könne, gesehen zu werden; doch sie war bereits erkannt worden, als das Boot vom Ufer stieß. Es waren allerdings nicht viele Passagiere auf dem Decke um diese Stunde, denn die Landbewohner begaben sich nicht noch so spät in die Stadt, und für die Städter war es meist zu früh, jetzt heimzukehren. Einer aber war darunter, der sie kannte

und zugleich mit dem Ausdruck der Verwunderung, sie jetzt hier zu sehen, begrüßte — es war Anatol Bornhelm.

Sie zuckte zusammen, als sie ihn erblickte, und noch mehr bei seiner Anrede. Er hatte heute bei Sonnenuntergang am Ufer an der Landschaft gearbeitet, die Herr van Grohbecker bei ihm bestellt, und fuhr jetzt mit seinem Malergeräth nach seinem städtischen Atelier zurück. Seit jenem ersten Besuch war er zweimal in der Villa selbst gewesen, wo er beidemale Adine allein getroffen. Adine, die an jenem Sonntagmorgen fast zum ersten und einzigen Male, seit dem sie in diesem „kalten Lande“ vegetirte, wie sie es nannte, sich froh und schwungvoll belebt gefühlt, war schon am Abend desselben Tages wieder daran erinnert worden, welchem Klima sie jetzt angehörte und daß das, was sie an jenem Morgen empfunden, doch nur der phantastische Traum ihrer Heimath, das letzte Echo daraus war! Anatol aber, der nun schon durch ihr Betragen erfahren, was er freilich gleich auf den ersten Blick hin geahnt, daß sie sich an der Seite ihres Gemahls sehr unglücklich fühle und sie sich nun schon gegen das Joch zu bäumen begann, das auf ihr lastete, und der nun vollends aus den Mittheilungen seiner Bekannten an eben jenem Abend erfahren, wie auch das Haus van Grohbecker, das für so respectabel galt, seltsame Familienhistörchen zu verbergen hatte — Anatol glaubte sich eben deshalb an engere Grenzen halten zu müssen, als ihm anfänglich wünschenswerth erschienen, damit er nicht in Versuchung geriethe, sich selbst irgendwie direct oder indirect in die Verhältnisse und Zustände eines Hauses zu mischen, das von ihm doch immer und unter allen Umständen als ein für sich geschlossenes Heiligthum respectirt ward.

Aber vielleicht gerade um dieser gegenseitigen Zurückhaltung willen und mitten in ihr hatten Beide gefühlt, daß ein Blick, ein Wort, eine Berührung der Hand hinreichend war, einander zu verstehen, während für Adine noch mit keinem anderen Wesen auf deutscher Erde ein Verständniß möglich gewesen war; und eben darum suchte Anatol seltener nach einem Vorwand zum Kommen, als er in der übernommenen künstlerischen Arbeit hätte finden können.

Jetzt hatten Beide einander wieder mehrere Tage nicht gesehen, und nun hier diese plötzliche Begegnung! „Gerade heute und jetzt," dachte Adine, „wo ich an einem Wendepunkte meines Lebens stehe, nach einem Beistand mich sehnte und nicht an den seinen zu denken wagte, gerade jetzt muß er sich hier mit mir zusammen finden! Ist das nicht eine wunderbare Fügung des Himmels?" Sie hatte ihn nicht herbeirufen wollen, den einzigen Menschen, von dem sie wußte, er könne sie verstehen und werde sie nicht falsch beurtheilen, sondern sich ihr als helfenden Freund erweisen; aber jetzt ihm persönlich gegenüber ohne ihre Veranlassung, und in einem Tone gefragt, in dem eben so viel Theilnahme als Verwunderung widerklang; wohin sie noch so spät wolle, jetzt konnte sie nicht anders als, aufrichtige Antwort gebend, sich ihm und seinem Schutz anzuvertrauen.

„Sie erstaunen mit Recht, mich hier zu finden," sagte sie leise; „ich kann es Ihnen kaum erklären, wie ich hierher komme und wo ich hin will, nur Eines ist gewiß: ich kehre nicht wieder in jene Villa zurück, ich suche, so bald ich kann, meine Heimath zu erreichen!"

Er glaubte nicht recht gehört zu haben und blickte sie in größter Bestürzung an.

„Ich weiß, was Sie sagen wollen," fuhr sie fort; „sie halten dies für einen der vielen Einfälle meines uncultivirten Gehirns und denken, mein Geist habe eine Störung erlitten; es wäre kein Wunder, wenn es geschehen wäre! Habe ich auch schon Seltenes gehört von den Ehegesetzen und der Stellung der Frauen in diesem so wohl eingerichteten Culturstaate, so weiß ich doch nicht, ob eine Frau auch das ertragen soll, was mich forttreibt — körperliche Mißhandlung; und weil ich es nicht ertragen will, deshalb gehe ich einfach fort. Es ist mir ganz einerlei, was hier zu Lande die Leute von mir sagen, und ob sie mich mehr verurtheilen werden als ihn; nur Ihnen gegenüber will ich das Recht haben, nicht zu lügen, und wenigstens jetzt, wo ich Sie noch zum Abschied, wie durch ein Himmelswunder, wiedersehe, vermag ich's nicht."

Sie hatte Thränen in den Feueraugen, die sie nur auf Momente unter den langen Wimpern zu ihm erhob, und ihre Stimme zitterte, im leisen Flüstern fast ersterbend. Er hatte sie besänftigen, ihr zureden wollen, keinen unbesonnenen Schritt zu thun, jetzt aber vermochte er es nicht: er war entwaffnet. Aber ihre Idee, gleich ohne Weiteres in ihre Heimath zurückzugehen, wollte er bekämpfen, selbst noch ehe er wußte, welche kindliche Vorstellungen sie sich von der Möglichkeit einer schnellen Ausführung derselben machte. Als er dieselben wirklich von ihr erfuhr, mußte er lächeln trotz des tragischen Ernstes der Situation und erklärte ihr, wie sie ohne die nöthigen Papiere kein Schiff aufnehmen würde und dürfe. Daß sie sich jetzt in ein Hotel begebe, widerrieth er ihr ebenfalls; denn man würde auch davon sogleich bei der Behörde und in der Oeffentlichkeit Kenntniß

erhalten; das Beste sei, in einer befreundeten Familie Aufnahme zu suchen.

Aber Adine wußte keine solche Familie und stand verzweifelnd da, als die kurze Fahrt beendet und das Ufer erreicht war. Anatol dachte nach im Kreise seiner eigenen Bekannten; aber auch er kannte ja keine Familie, die ihm nahe stand, und nur junge Männer waren seine Freunde, und welche Familie würde sich wohl entschlossen haben, eine Frau aufzunehmen, die — ihrem Manne davongelaufen und die ein anderer junger Mann einführte? Endlich kam Anatol ein Gedanke in dieser Verlegenheit, die doch zu einer Entscheidung drängte.

„Sie kennen ja die Geschichte meines Freundes Otto Michaelis," sagte er, „der Hamburg eilig verließ, um daheim seine Geschäfte zu ordnen, und da er nicht wußte, ob und wann er wiederkehrt, so kündigte er sein Zimmer nicht. Er hat es nun schon seit langer Zeit ein paar alten Fräulein Lalle abgemiethet. Diese kennen mich als seinen Freund und werden keine Schwierigkeiten machen, Sie in dies Zimmer aufzunehmen, wenn ich ihnen sage, daß Sie seine Verwandte seien, und daß er mich beauftragt habe, für Sie zu sorgen. Auf diese Weise habe ich Gelegenheit, Sie morgen wieder dort zu besuchen und Ihre weiteren Befehle in Empfang zu nehmen. Hoffentlich haben die beiden guten Schwestern, die wenig auskommen, Frau van Grohbecker nie gesehen, und wenn auch — Aehnlichkeiten giebt es ja in der Welt."

Zugleich hatte er eine Droschke herbeigewinkt, in die sie willenlos stieg, während sich der Knabe auf den Bock schwang.

„Ich soll lügen!“ sagte sie, in sich zusammenschauernd.

Anatol zuckte die Achseln: „Ich gebe Sie nur für eine Cousine Michaelis' aus, damit Sie weniger in Verlegenheit kommen, wenn die Damen nach Familien-Angelegenheiten fragen sollten. Uebrigens werde ich ihnen sagen, daß Sie von der Reise sehr angegriffen sind und hier nur ein Unterkommen suchen, bis das Schiff in Segel geht, auf das Sie warten, und daß Sie jedenfalls sich sogleich niederlegen müssen. So sind Sie für die Nacht in Sicherheit und Ruhe, und das ist für jetzt doch die Hauptsache. Vielleicht kommt mir bis morgen ein besserer Rath, vielleicht auch Ihnen. — Aber trauen Sie dem Knaben?“

„Ja, ja,“ betheuerte Adine entschieden, „und ich habe ihm auch noch besondere Aufträge zu geben.“

Anatol mußte fast lachen, als sie dem Knaben das Schicksal Murrners, ihrer Katze, empfahl; ja, sie dachte auch daran, dieselbe mit sich über's Meer zu nehmen, und der Knabe sollte sie bis auf weiteren Befehl wohl beaufsichtigen. Erst in zweiter Reihe machte sie ihm Verschwiegenheit zur Pflicht. Morgen, wenn er unbemerkt abkommen könne, sollte er sie wieder aufsuchen.

Oben in Michaelis' Wohnung empfingen die Schwestern den späten Besuch zwar mit einiger Verwunderung, aber man legte doch sogleich selbst Hand an, um das leerstehende Zimmer zur Aufnahme des Gastes vorzubereiten, inzwischen nur zuweilen neugierige Blicke nach demselben werfend. Anatol suchte schnell das Nöthigste nach der vorigen Verabredung zu erklären und entfernte sich dann sobald als möglich, um nicht weiter befragt zu werden.

Er ging mit schwerem Herzen und mit nicht leichterem

blieb Adine zurück. Als sie allein war und ihren Wirthinnen erklärt hatte, daß sie nichts mehr bedürfe als Ruhe und Schlaf, brach sie in langverhaltenes heißes Weinen aus.

VIII.

Fanny — Franziska.

Die drei bis vier Tage, welche vergehen mußten, ehe Otto Michaelis in seiner Angelegenheit mit Herrn van Grohbecker eine Antwort von Anatol erhalten konnte, waren endlich langsam und peinlich genug verstrichen, und nun kam der abschlägliche Bescheid. Zwar hatten sich alle Betheiligten gesagt, daß nur ein solcher zu erwarten sei; aber, wie es immer in derartigen Fällen geht, in einem stillen Winkel des bewegten Herzens hatte doch die Hoffnung noch heimlich geweilt und floh nun aufgeschreckt mit unheimlich rauschenden Flügelschlägen davon.

Anatol's mit einer gewissen Aufregung geschriebener Brief, worin er besonders hervorhob, daß Frau van Grohbecker ganz anders denke, als ihr Gemahl, und daß sie vergeblich versucht habe, sowohl seinen Sinn zu ändern als auch aus eigenen Mitteln zu helfen, machte noch einen eigenthümlichen Eindruck durch seine Nachschrift:

„Verzeih, daß ich Dich in dieser traurigen Lage noch mit einer andern Angelegenheit behellige. Du bist ja auch ein Theaterfreund und Dein seliger Vater war es auch, ja Du schreibst mir sogar, daß Du als Beistand Deiner Schwester eine Kunstnovize im Hause gefunden. Weißt Du nichts von einer jungen Schauspielerin, die sonst Franziska Jünger

hieß, sich jetzt aber Fanny — ich weiß nicht wie weiter — nennt. Sie ist ein Kind der Liebe, und dem Vater, der ihretwillen aus Südamerika herübergekommen, ist viel daran gelegen, seine einzige Tochter wiederzufinden, während die abscheuliche Mutter sich nun wahrscheinlich ganz von ihr lossagen möchte, da ihr eine Speculation verunglückt ist, die sie mit ihr beabsichtigte. Nochmals bitte ich, verzeih' diese Frage, die ja ganz außerhalb dieses Briefzweckes liegt und die mir unwillkürlich in die Feder kam."

Dieser zweite Theil des Briefes führte zur seltsamsten Ueberraschung. Natalie eilte zu Fanny, die ja im Hause weilte. Letztere hatte nie ein Geheimniß daraus gemacht, daß sie allein und verlassen im Leben stehe, und daß sie das Wohlwollen derjenigen, die bisher für sie gesorgt, durch ihren Entschluß zum Theater zu gehen verscherzt habe; daß aber auch dieser nicht allein durch den Trieb zur Kunst veranlaßt worden, sondern zugleich ein Akt der Verzweiflung gewesen sei, weil sie empfunden, wie lästig sie geworden. Es war ja also möglich, daß Fanny, um dies leichter thun zu können und um vollständig mit allen früheren Banden zu brechen, auch ihren Namen geändert hatte. Natalie wollte aber nicht durch eine solche directe Frage der Freundin Mißtrauen wecken, und da sie ihr in Allem Vertrauen schenkte, so konnte sie ihr ja gleich den ganzen Brief mittheilen. Fanny war auf das Höchste davon betroffen. „Es wäre Unrecht, vor Ihnen ein Geheimniß haben zu wollen," sagte sie zu Natalie; „wohl waren und sind meine Verhältnisse derartig, daß es besser war, nicht davon zu sprechen, um so mehr, als ich eben, in neue eingetreten, mit den alten gebrochen zu haben glaubte. Aber da Sie mich jetzt

wieder an jene Kreise gemahnen, will ich Ihnen Alles sagen und mit Ihnen weiter überlegen, was nun zu thun; denn allerdings ist Franziska Jünger mein eigentlicher Name, den ich nur änderte, als ich den Entschluß faßte, zur Bühne zu gehen.“ Diesem Geständniß ließ sie die näheren Mittheilungen über ihre Kindheit und Jugend folgen, die auch hier ihre Stelle finden mögen.

Aus ihren frühesten Tagen hatte Fanny nicht viel zu erzählen. Sie war auf dem Lande aufgewachsen bei einer alten Frau, die sich von ihr Großmama nennen ließ; aber von andern Leuten hatte sie sagen hören, diese Frau Pauffler sei nicht ihre wirkliche Großmutter, sondern habe sie nur zu sich genommen, weil der wirkliche Vater des Kindes nach Amerika gegangen und die Kleine zu der alleinstehenden alten Frau, einer Lehrerswittwe, in Pflege gegeben worden.

Franziska's Kindheit verfloß bis zu ihrem achten Jahre sehr einförmig; aber sie entbehrte nichts, weil sie von dem Leben und seinen Genüssen nichts kannte. Die Großmama war nach ihrer Art gut zu ihr; es war keine eigentliche Liebe, aber eine gewisse Sorgfalt, mit der das niedliche Kind von der alten Frau behandelt ward. Oft zwar wurde sie von dieser gescholten, wenn aber einmal andere Leute, gleichviel ob mit Recht oder nicht, sich dergleichen erlauben wollten, so ward Frau Pauffler höchst aufgebracht und ließ wohl auch Worte fallen, als sei ihre Kleine nicht allein ein Ausbund von Wohlgezogenheit — Dank ihrer eigenen Zucht — sondern überhaupt aus besserem Teig als die anderen Dorfkinder.

Als das Kind acht Jahre alt geworden, und die Groß-

mama schon den ganzen Winter über kränklich gewesen, erschienen eines Tages ein paar Damen aus Bremen und erklärten, daß Franziska nun ferner bei ihnen in der Stadt leben solle, um eine bessere Erziehung zu genießen, als sie auf dem Dorfe finden könne. Frau Pauffler war von der Sache bereits unterrichtet und machte keinerlei Schwierigkeiten, und als Franziska, aus Furcht vor den fremden, eleganten Damen, die sie begleiten sollte, zu weinen begann, tröstete man sie mit der Aussicht, im Sommer wiederkommen zu können. Als man dann das kleine Mädchen mit sich in die Equipage nahm, ihm ein neues Hütchen aufsetzte, wie es noch nie getragen und ein buntes Mäntelchen überhängte, war es überglücklich und vergaß, was es hinterließ, um den neuen Eindrücken, die ihm so reichlich wurden, ihr Herz zu öffnen. Diese waren allerdings der überraschendsten Art. Die große Stadt mit ihrem geräuschvollen Leben und Treiben, ihren mächtigen Häusern, bald breiten, bald engen Straßen, den glänzenden Läden und all den, von einem Dorfkind noch nie gesehenen, Herrlichkeiten, erschien schon allein für dieses wie eine bunte Märchenwelt. Aber das Haus, welches Franziska aufnahm, mit seinen Bewohnern, Einrichtungen und Sitten schloß nun vollends ein neues Dasein vor dem Kinde auf. Es war ein großes Mädchenpensionat, in das man das kleine Landmädchen brachte. Natürlich kostete es dem Kinde erst Mühe, sich in das neue Leben zu finden, das zwar manche ungeahnte Herrlichkeit bot, aber auch die früher reichlich besessene Freiheit gänzlich geraubt hatte, und zwar für immer, wie Franziska bald genug erfuhr, als man ihr den Tod der Frau Pauffler meldete, der etwa ein halbes Jahr nach der Tren=

nung erfolgte. Somit war ihr das Wesen genommen, das ihre erste Kindheit bewacht hatte, und die Stätte, die sie als ihr Daheim betrachten durfte. In der Pension zwar ward sie mit Liebe und freundlicher Rücksichtsnahme auf ihre vereinsamte Existenz behandelt, allein es konnte doch nicht fehlen, daß sie dieselbe schmerzlich empfand, wenn ihre Mitschülerinnen sich der Ferien freuten, die sie im traulichen Kreise der Ihrigen, in der geliebten Heimath zubringen konnten. Und während die Anderen, die mit ihr zugleich gereift waren, ein oder zwei Jahre nach ihrer Confirmation das Pensionat verließen, um wieder in den häuslichen Kreis zurückzukehren, blieb Franziska auch dann noch in der Pension, d. h. sie behielt ihre Wohnung daselbst, wenn auch die meisten Lehrstunden für sie aufhörten. Aber nun, wo sie keine Altersgenossinnen mehr um sich sah, fühlte sie sich erst recht einsam und verlassen, noch mehr, sie fühlte sich überflüssig. Man hatte ihr gesagt, daß ihrer Erziehung eine großmüthige Dame sich angenommen, die auch ferner ihr Lebensglück sich werde angelegen sein lassen.

Aber Franziska empfand immer ein unheimliches Gefühl, wenn sie Wohlthaten empfing, ohne zu wissen, woher sie kamen, und ohne eine Gegenleistung zu gewähren. Sie wünschte, ihr musikalisches Talent und ihre schöne Stimme verwerthen zu können; aber man gestattete es nur in dem Maaße, daß sie den kleineren Schülerinnen am Institut Klavierunterricht ertheilte. Indeß rühmte man ihren Gesang in Gesellschaft, und ein bekannter Componist gab ihr alles Ernstes den Rath, sich für das Theater auszubilden. Sie durfte dasselbe zuweilen besuchen, und so setzte sich dieser Rath als Wunsch und Sehnsucht in ihr fest.

Sie wäre aber doch vielleicht demselben nicht gefolgt, wenn man ihr nicht, als sie dieses Verlangen aussprach, darüber die größten Vorwürfe gemacht und ihr erklärt hätte: nicht dazu habe sie so sorgfältig erziehen lassen, um eine Theaterprinzessin zu werden, sondern zu einer ganz anderen, würdigeren Stellung. Sie erfuhr zugleich, daß man einen jungen Lehrer, der ihr warme Gefühle entgegen zu bringen schien, die Andere eher bemerkten als sie selbst, dadurch von ihr zurückgeschreckt habe, daß man ihm gesagt, sie sei nicht für ein so bescheidenes Loos bestimmt, sondern zur Gemahlin eines reichen Hamburger Kaufmanns. Franziska würde ohnehin die Hand jenes ihr ziemlich gleichgiltigen Mannes nicht angenommen haben; aber sie war indignirt über diese Tyrannei, welche ihr unbekannte Menschen sich über sie anmaßten und entschloß sich, mit Verhältnissen zu brechen, die ihr ihrer unwürdig erschienen, und, ihrer eigenen Kraft vertrauend, sich einen eigenen Lebensweg zu suchen. Man hatte ihr erlaubt, eine Freundin aus der Pension in Hannover zu besuchen, und diese Gelegenheit benutzte sie, ihren Entschluß auszuführen — sie kam nicht wieder. Sie schrieb der Pensionsvorsteherin, daß sie zum Theater gegangen sei und daß sie, um mit ihren früheren Verhältnissen zu brechen, ihren Namen geändert habe.

„Und Sie wissen gar nicht, wer Ihre Eltern sind?“ fragte Natalie theilnehmend.

Fanny schüttelte traurig den Kopf. „Man sagte mir, daß sie nach Amerika gegangen, und ich betete immer, sie möchten wiederkommen. Einmal, als ich etwa erst ein paar Jahre im Institut war, kam ein Herr Menzinger aus Süd-Amerika in dasselbe und verlangte mich zu sprechen. Er

war sehr freundlich zu mir, schenkte mir lauter schöne Sachen und sagte mir, daß er ein Verwandter meines Vaters sei, dem es leider dort noch nicht so gut gehe, daß er mich zu sich nehmen könne; er werde mir aber nun öfter schreiben, und ich solle es ihm gegenüber auch thun, damit er wisse, wie es mir gehe. Mir schien es, es sei nie ein Mensch so gut zu mir gewesen wie dieser, und ich war glücklich in seiner Nähe. Allein — vielleicht nur, weil er etwas laut und derb sprach — man sagte mir nachher im Institut, Herr Menzinger sei ein gemeiner Mensch und werde schwerlich halten, was er versprochen. Ich habe auch nichts wieder von ihm gehört. Ein Brief, den ich nach Jahresfrist einmal heimlich an ihn schrieb und selbst zur Post trug, weil man im Hause nicht wollte, daß ich ihm früher schriebe als er mir, blieb unbeantwortet. Es war freilich der Brief eines elfjährigen Kindes, aber ich glaubte doch die Adresse richtig geschrieben zu haben.

Aber wenn ich jetzt denken dürfte, daß mein Vater wirklich noch am Leben, wirklich zurückgekommen, mich suche, oder daß Herr Menzinger selbst — ach, mir schwindelt — aber wie steht in dem Briefe? „eine abscheuliche Mutter." Es lebte mir eine Mutter, die vielleicht für mich bezahlt, aber mich doch nie geliebt, die mich verleugnet hätte?"

Sie brach in Thränen aus vor den über sie hereinstürmenden Möglichkeiten, und Natalie fand, daß man vorläufig zu keiner ruhigen Ueberlegung kam. Die Hauptsache schien ihr doch, zu wissen, ob Anatol in jeder Beziehung Vertrauen verdiene und darüber konnte doch nur Otto entscheiden; es war also nöthig, auch ihn Fanny's Jugendgeschichte wissen zu lassen.

Otto erklärte nun auch, daß er nur Fanny's eigenes Verständniß habe abwarten wollen, ehe er selbst sich erkläre. Die Namensänderung habe er bereits gewußt, da er in Fanny Hegnitz Franziska Jünger erkannt und Beide gekannt. Vor zwei Jahren bei Gelegenheit einer Geschäftsreise in Bremen, wo er dort sich einige Tage aufgehalten, habe er sie unter letzterem Namen, als sie noch in der Pension war, auf einem Balle getroffen, sei ihr vorgestellt worden und habe mehrmals mit ihr getanzt. Entzückt von der Lieblichkeit und Anmuth ihrer Erscheinung, habe er näher nach ihr gefragt und nur das Beste über sie gehört; eine Gelegenheit aber, sich bei ihr einführen zu lassen oder sie wiederzusehen, habe sich nicht geboten. Er sei abgereist, doch ihr Bild habe ihn überall hin begleitet, und als er nach einem halben Jahre wieder nach Bremen gekommen, sei es sein fester Entschluß gewesen, alle Schwierigkeiten zu überwinden, um sich ihr zu nähern. Als er jedoch dort nach ihr gefragt, habe er mit Schrecken gehört, daß sie mit einem Musiker, wie man sich ausgedrückt, durch= und zum Theater gegangen sei.

„Und eben dieses Wesen," fügte Otto hinzu, „das ich nicht vergessen konnte, und das ich verachten sollte, finde ich in meinem Vaterhause wieder als die Freundin meiner Schwester! Ueber zwei Jahre sind vergangen, seit ich sie an jenem Abend im täuschenden Gaslicht und dem blendenden Reiz der Balltoilette gesehen; aber ich erkannte sie jetzt doch, und sie erschien mir noch schöner, gereifter, in ihren Zügen ein erhöhter, geistiger Ausdruck, in ihrer Gestalt eine vollendetere Form! Ich war bestürzt bei dieser Begegnung; ich mochte Dir keine Entdeckung machen, einmal weil ich mich

meiner eigenen unklaren Empfindungen über sie schämte und zumeist, weil ich sah, daß sie Dein Herz gewonnen, und es Dich schmerzte, sie von Dir zu lassen, jetzt, wo Dich ohnehin Alles verläßt. Ueberdies, da ich sie hier fand, dachte ich, müsse es einmal zu einer Aufklärung kommen. So überließ ich jede weitere Entwickelung der Zeit. Sie scheint in dieser Beziehung schneller zu kommen als wir gedacht. Daß „Fanny“ bei der ersten Begegnung mit mir gleichfalls erschrak, und daß sie dann meine Gegenwart so viel wie möglich vermied und noch vermeidet, daß sie überhaupt fort wollte, als ich in's Haus gekommen, spricht dafür, daß sie mich gleichfalls erkannt, aber vielleicht hoffte, ich erkenne sie nicht wieder nach Jahren und unter dem anderen Namen. „Uebrigens,“ fuhr Otto fort, „für Anatol bin ich Bürge, und ich werde ihm schreiben, was er wissen muß und zu wissen verlangt, und Du — sage Fanny, daß ich sie wieder erkannt; aber plaudere nichts weiter, hörst Du? Sie ist mir auch jetzt ganz gleichgiltig; denn wie könnte ich auch in diesem Augenblicke an etwas Anderes denken als an unsern Ruin!“

Aber diese beiden letzten Bemerkungen wurden dennoch Lügen gestraft, die erste durch die wallende Röthe, die dabei sein Gesicht überzog, die andere durch die Hast, mit der er an Anatol zu schreiben eilte, obwohl Herr Mättig mit neuen Rechnungsauszügen und Vorschlägen für die Gläubiger erschien.

Nun kamen Tage und Wochen, die äußerlich keine Abwechselung unter einander zeigten, aber für dies Haus und seine Bewohner von inneren Aufregungen und Erwartungen durchwebt waren. Fanny, die bisher im Unklaren gewesen,

ob Otto sie wiedererkannt oder nicht, konnte jetzt, wo das Geständniß heraus war, und es kein Geheimniß zwischen ihnen mehr gab, ihm mit edler Offenheit die Hand bieten und für seine zarte Rücksichtsnahme danken; sie konnte dies um so mehr, als allerdings Natalie ihr das wärmere Interesse ihres Bruders nicht verrathen. Otto fühlte sich dennoch ihr gegenüber etwas verlegen und war sichtlich bemüth, den kühlen, höflichen Ton festzuhalten, den er gleich Anfangs gegen sie angeschlagen.

Anatol hatte wieder geantwortet; aber er wagte weiter keinen Namen zu nennen. Es kitzelte ihn allerdings, die heuchlerische Schwester van Grohbecker's zu entlarven, aber auch Adine trug ja diesen Namen, und darum mußte er geschont werden. So war er erst lange unschlüssig, was zu thun sei, bis er endlich dachte: der gerade Weg sei der beste.

Er ging also ohne Weiteres zu dem Wirth des Herrn Kettenbeil, dem alten Dönningsen, und fragte diesen, ob nicht kürzlich ein Schiffsrheder, Herr Menzinger, bei ihm gewesen sei, und ob man wohl die Adresse dieses Herrn erfahren könne. Dönningsen machte große Augen über diese Frage, doch bejahte er sie nach einigem Zögern. Als indeß Anatol um jene sichere Adresse bat, sagte der Alte: „Wie er hier abreiste, begab er sich nach Bremen und hat den Namen des Hotels aufgeschrieben, in das ich ihm, wenn nöthig, schreiben solle; aber daß er sich jetzt noch dort aufhalten sollte, ist mir unwahrscheinlich, und da er überhaupt kein Freund von Briefen ist, so hat er mir auch selbst nicht geschrieben.“ Der alte wie der junge Mann behandelte die Angelegenheit in diplomatischer Weise, so daß weder Einer

dem Andern traute, noch ihm mehr entlockte, als Jeder willig war geradaus zu sagen, bis Anatol endlich doch gestand: „Nicht mir liegt sonderlich viel an der Adresse, sondern einer Schauspielerin Franziska —" da schnellte der Alte wie der Sprudel eines Geisers empor und rief: „Mein Herr, wer sind Sie? wo ist sie? ich weiß wahrhaftig seine Adresse nicht, wir müssen es auf's Gerathewohl nach Bremen melden, vielleicht wird der Brief ihm nachgeschickt. Was soll ich aber schreiben?"

„Sie, gar nichts," entgegnete Anatol, der nun seiner Sache immer gewisser ward; „die schöne Fanny mag ihm selbst schreiben, oder er ihr; denn in einer so delicaten Angelegenheit sind Unterhändler sehr vom Uebel," und dabei bemühte er sich, durch ein frivoles Lächeln den Alten glauben zu machen, er sei weit von der Wahrheit entfernt und denke an ganz andere Dinge. Aber gerade dies beleidigte den Alten, und er verrieth mehr als er wollte, indem er zurechtweisend sagte: „Lachen Sie nicht, junger Herr; es handelt sich hier um eine sehr ernste und wichtige Angelegenheit, und es ist von keinem frivolen Verhältniß die Rede."

Anatol ging und berichtete dies nach Augsburg, und nach Bremen schrieb er an Herrn Menzinger, daß er, wenn er Franziska Jünger suche, sie als „Fanny Hegnitz" im Hause des Kaufmanns Michaelis zu Augsburg wiederfinden werde.

Als Fanny durch Otto diese Nachrichten Anatol's erhielt, kam auch ziemlich gleichzeitig der Brief des Theateragenten, an den Fanny um ein Engagement geschrieben, ihr ein solches für eine kleine Residenz bietend, wenn sie demnächst da gastiren wolle und gefalle. Fanny fühlte sich

erleichtert von dieser Aussicht in der Hoffnung, nun wieder erwerben zu können und den Geschwistern Michaelis nicht mehr zur Last zu fallen; aber was sie noch vor Kurzem mit Entzücken würde erfüllt haben, die Rückkehr zum Bühnenleben, der Dienst der Kunst, hatte in diesem Moment keinen Reiz für sie. War es die Spannung, in der sie sich befand, daß sie möglicher Weise den Mann wiedersehen sollte, für den sie eine so kindliche Zuneigung empfunden, um wohl zu wünschen, daß er wirklich ihr Vater sei und sie als seine Tochter anerkenne? war es die Aussicht auf eine dadurch vielleicht veränderte Lebenslage? war es die Aufregung, die sie bei dem Gedanken empfand, daß sie noch eine Mutter habe, eine abscheuliche Mutter, wie jener Brief sie genannt, die ihr Kind verleugnet, weil sie sich seiner schäme? war es das Gemisch von Hoffnung und Furcht, um vielleicht doch noch die Räthsel ihres Daseins sich lösen zu sehen? genug, sie hatte die Sicherheit und Energie zugleich verloren, mit der sie ihre theatralische Laufbahn erwählt und begonnen hatte. Und doch mußte sie sich wieder sagen: sie habe noch nie ein so eigenthümliches Gefühl wohlthätiger Ruhe und Stille gekannt wie das, welches in diesem jetzigen Leben, dieser fast gänzlichen Zurückgezogenheit von der Außenwelt über sie gekommen war. Beinahe konnte das in Widerspruch stehen mit der gedrückten Stimmung, die in diesem Hause herrschte, dem Hause des Todes und der Schmach, der Trauer und der Ungewißheit; aber man begegnete hier einander mit Liebe und Vertrauen, und sie durfte wieder vertrauen, und man kannte nun gegenseitig alle Verhältnisse: dies war es, was ihr so unbeschreiblich wohl that. Natalie war ihr lieb wie eine Schwester ge-

worden, und sie fühlte, daß sie von ihr ebenso wieder betrachtet wurde — und Otto? sie zögerte, sich selbst hierauf eine Antwort zu geben. Sie gestand sich nur, daß sein männlicher Ernst, die Würde und Ruhe, mit der er sein Schicksal trug, der Fleiß, mit dem er arbeitete und sich seiner jetzigen Aufgabe widmete, ihr unendlich wohl thaten; auch daß seine persönliche Nähe ihr die angenehmsten Momente bereitete, verschwieg sie sich nicht.

Das Materialgeschäft der Firma Michaelis blieb für jetzt geschlossen, wohl aber gestatteten die Verhältnisse es bald, daß Otto das Speditionsgeschäft, vereint mit Herrn Mättig, wieder verwalten und sein Haus behaupten konnte. Die Gläubiger hatten erfahren, wie die Sachen denn eigentlich standen, und da die Zeiten derartig waren, daß man lieber mit Wenigem vorlieb nahm, als immer neues Unglück heraufbeschwor, so gingen sie auf Otto's Vorschläge ein.

Als nun Fanny von ihrem neuen Engagement mit Otto sprach, entschlüpfte ihm der fast im Tone der Verzweiflung gethane Ausruf: „Das freilich hatte ich nicht erwartet!"

Sie blickte groß und fragend zu ihm auf. Er war verwirrt von diesen Blicken, die mit ihrem intensiven Leuchten dringend eine Antwort heischten. Er scheute sich, diejenige zu ertheilen, die sein Herz gab und sprach nur von der Nothwendigkeit, daß sie jetzt keine solche Entscheidung treffen, sich nicht binden dürfe, bis Herrn Menzinger's Antwort oder Ankunft erfolgt sei.

Fanny schüttelte stolz und abweisend das Haupt. Viele Jahre waren vergangen, ehe dieser Mann wieder nach ihr gefragt hatte, auch jetzt war ja vielleicht Alles, was man er=

fahren, nur eine Hypothese, die ein phantasiereicher Maler aufgestellt; und sie sollte sich dadurch von ihrem Lebenswege ableiten lassen? Und was das Nächstliegende war, was sie nicht erwähnen mochte: sie wollte und durfte nicht länger die ihr so großmüthig gewährte Gastfreundschaft annehmen, sobald sich eine Gelegenheit zu ihrem Fortkommen bot. Aber es war gerade dies, was bei ihr entschied und jede andere Stimme zum Schweigen brachte.

Otto wagte keine Einwendung weiter. Er fragte nur: „Und wann sollen Sie in der Residenz eintreffen?“

„Ich kann es noch selbst bestimmen,“ antwortete sie, „in acht oder vierzehn Tagen.“

Otto's Gesicht erheiterte sich wieder bei dieser Mittheilung. „Dann erfüllen Sie mir die einzige Bitte,“ sagte er innig, indem er ihr die Hand hinreichte, „und versprechen Sie mir, noch diese vierzehn Tage hier zu bleiben. Natalie wird es Ihnen auch Dank wissen,“ fügte er hinzu.

Er fühlte die Hand zittern, die sich in die seine legte und einen leisen Druck dazu fügte: „Ich verspreche es Ihnen ja so gern, Ihnen und Natalie. Es bedarf keiner großen Bitte, mich so lange zu halten, als es die Pflicht erlaubt.“

Sie erröthete, als diese Worte heraus waren, und da er ihre Hand noch fest hielt und an seine Lippen führte, zog sie dieselbe, als sein Kuß kaum ihre Fingerspitzen berührt, hinweg und rief: „Ich will es Natalie sagen.“ Damit entschlüpfte sie ihm und dem Zimmer.

Er sah ihr seufzend nach und dachte: „Noch vierzehn Tage! noch vierzehn Tage kann ich sie täglich sehen und sprechen; dann ist es doch zu Ende, und sie wird mich im

Wechsel des Bühnenlebens vergessen! — Aber in vierzehn Tagen kann auch noch viel geschehen — ihr Vater kommen — und nun, wenn er kommt und nimmt sie mit sich nach Amerika?" —

Er ging niedergeschlagen in sein Comtoir zu seinen Büchern und Rechnungen.

IX.

Ein Morgen.

Auf der Börse in Hamburg herrschte das gewohnte geschäftige Treiben, und es war eine ganz absonderliche Neuigkeit, die man einander zuflüsterte und den Nachrichten vom amerikanischen Kriegsschauplatz, von dem Stand der Consols und der Actien nebenherlief — eine Stadtneuigkeit, die aber doch noch einen andern als nur localen Charakter hatte.

Als es ein Uhr schlug, und der große Hauptsaal betreten ward, wendeten sich Vieler Augen nach der Stelle der Firma E. S. van Grohbecker, die sich ziemlich in der Mitte des Saales befand. Es war schon 5, bald 10 Minuten über 1 Uhr, die meisten Stellen waren besetzt; aber diese noch nicht. Minuten um Minuten vergingen — sie blieb leer. Ein leises Gemurmel, das von Einem zum Andern sich fortpflanzte, wurde hörbar.

„Van Grohbecker gestürzt?" fragte Hermsfeld, „auch er? — das ist doch nicht möglich!"

Herr Lennepper, der ihm zunächst stand, zuckte die Achseln und sagte: „Seit er sich in das bewußte Actien-

geschäft so weit eingelassen und Mitdirector des Credit mobilier geworden, war mir die Sache bedenklich — gerade weil er Hunderttausende dabei verdiente —"

Kettenbeil flüsterte: „Die Sache soll schlimm, oder auch nicht so schlimm sein, es ist eine schreckliche Geschichte!"

„Wie so —?" rief Hermsfeld.

Aber Kettenbeil winkte und wandte seine Aufmerksamkeit seiner Brieftasche zu, in der er den Geschäftsabschluß mit einem Makler notirte, der eben zu ihm getreten war.

Hermsfeld verstand den Wink.

Unterdeß cursirten noch verschiedene Lesarten. Die eine hieß, Herr van Grohbecker sei todt, vom Schlage gerührt über eine Schreckensnachricht, die er telegraphisch erhalten; eine andere, er habe Hand an sich selbst gelegt, aber nicht aus geschäftlicher Verzweiflung, sondern weil seine schöne, junge Frau mit einem Liebhaber durchgegangen sei. Eine dritte in folgerechter Steigerung behauptete, die Gemahlin habe ihren Mann vergiftet und sei dann mit ihrem Verführer entflohen. Man schauderte, aber man sagte, zuzutrauen sei ihr Alles, sie sei ja stets eine ausländische, wilde Erscheinung gewesen und habe sich immer erlaubt, was keine Hamburgerin billigen könne. Erst habe sie die Geschwister Grohbecker entzweit und das ehrbare Fräulein Friederike aus dem Hause gebracht. Nun habe sie freies Spiel gehabt, und natürlich werde ihr ein junger Libertin besser gefallen haben als der würdige Handelsherr.

Auch Hermsfeld hörte diese in's Pyramidale gehenden Steigerungen, und es war zu erwarten, sie würden noch so fortgesetzt werden; denn keine Stimme erhob sich zu Gunsten der jungen Frau, aus deren Gluthaugen man nun gerade so

viel Teufel hatte Blitze schießen sehen, als früher Engel oder doch wenigstens Amoretten. Hermsfeld dachte an die brasilianische Tiger-Katze und in logischer Folgerung an Anatol. Er hatte ihn jetzt einige Tage nicht gesehen und eine bange Ahnung stieg in ihm auf. — Wie oberflächlich und blasirt in gewissem Sinne Hermsfeld auch war, so hatte er doch ein gutes Herz, namentlich für seine Freunde; und so konnte er kaum den Augenblick erwarten, wo es Zwei geschlagen und er Kettenbeil am Arm hatte. Mit einem: „Nun? und was wissen Sie?“ blickte er ihn fast angstvoll an. „Sie wohnen ja bei dem früheren Factotum des Hauses van Grohbecker, dem alten Dönnigsen.“

„Ja, und zu dem kam allerdings in aller Frühe der Hausmeister der Villa Grohbecker, um ihm zu sagen, daß den Chef über Nacht der Schlag gerührt, oder schon am Abend, und daß ihn am Morgen sein Diener bewußtlos in einem Lehnstuhl seines Zimmers gefunden. Natürlich sei es das Erste gewesen, nach der gnädigen Frau zu rufen; Minna, die Kammerjungfer, habe da schreckensbleich berichtet, die gnädige Frau sei gestern in der Dämmerung ausgegangen und noch nicht wieder zurückgekehrt. Der Diener war zum Arzt geschickt worden, und dieser bestätigte, daß den Herrn der Schlag gerührt, jedenfalls in Folge heftiger Gemüthsbewegung. Durch einen Aderlaß war Herr van Grohbecker wieder zu sich gekommen, seine linke Seite aber gelähmt und wie abgestorben, auch die Zunge versagte ihren Dienst, er vermochte nur unartikulirte Laute hervorzubringen und schien auch ohne klare Gedanken zu sein. Mittlerweile ergaben die angestellten Nachforschungen, daß Frau van Grohbecker sich um 8 Uhr auf ein Dampfboot begeben habe, und

zwar sei sie dort vom Maler Bornhelm erwartet worden. In Hamburg angelangt, habe sie mit demselben eine Droschke bestiegen. Die Beziehungen der gnädigen Frau zu diesem Künstler wären indeß schon kein Geheimniß mehr gewesen.

„Und beinahe könnt' ich auch sagen: ich habe derartige Beziehungen geahnt," fiel Hermsfeld ein, „als ich hier auf eben dieser Treppe" — er ging mit Kettenbeil die breite Börsentreppe hinunter — „von ihm nach der Dame im rothen Ueberwurf gefragt ward, mit der er Blicke wechselte wie Romeo mit der schönen Julia; aber freilich, daß er gleich ein so kühnes Abenteuer mit ihr unternommen, ist doch etwas toll, und er gerade, der unter uns so gern den Soliden spielte!"

„Nun ja, er hielt auch oft lange Reden von der Unmoralität einer Ehe ohne Liebe und den Leiden einer Frau, die ein solches Loos nur aus Zwang ertrage. Sein jetziges Handeln wäre demnach nur aus angewandter Lebensphilosophie entsprungen," lächelte Kettenbeil, aus dem Ernst der Sache, um die es sich handelte, in den gewohnten frivolen Ton fallend.

„Aber bei all' dem begreife ich dennoch nicht, warum Niemand aus dem Geschäft zur Börse gekommen ist?" lenkte Hermsfeld wieder auf das eigentliche Thema zurück.

Kettenbeil zuckte die Achseln: „Es mag eben Verwirrung in allen Dingen sein; ich glaube es schwebt sogar eine Untersuchung über dem Haupte Grohbecker's in Bezug auf den Credit mobilier, der jetzt auf Ach und Krach zusammenstürzt; darüber mag Niemand Rede und Antwort stehen wollen."

„Da hätten wir doch bei Anatol nachsehen sollen,"

sagte Hermsfeld; „er kann vielleicht nicht wissen, welche Folgen seine Unbesonnenheit gehabt.“

„Ich dachte das auch“, antwortete Kettenbeil, „oder, um aufrichtig zu sein, die Neugier trieb mich hin, ehe ich in's Comtoir ging.“

„Nun?“ fragte Hermsfeld gespannt.

„Es war ein vergeblicher Weg!“ seufzte Kettenbeil, „er war nicht zu Hause, und die Dienerin, die mir öffnete, sagte, er sei zeitig ausgegangen.“

Es war für die beiden Kaufleute Zeit, sich wieder zu trennen, und sie eilten mit dem Resultat der heutigen Börse in ihre Comtoire. Sie vertrösteten sich, einander beim Mittagessen wiederzusehen, und an der table d'hôte werde man wohl mehr erfahren.

Während dessen war Anatol selbst, von dem, ohne daß er es wußte, so viel die Rede war, allerdings in der bängsten Stimmung und hatte die unruhigste Nacht verbracht, die er vielleicht jemals erlebt. Daß Adine eine Waise war, und nur Stiefgeschwister besaß, wußte er von ihr selbst; sie war zuletzt auch in ihrer Heimath eine Verlassene gewesen; was konnte es ihr daher helfen, wenn sie nun aus der Fremde dahin zurückkehrte? Sie kannte das Leben, seine Forderungen und Bedürfnisse ja gar nicht; denn blindlings war sie dem fremden Manne in einen anderen Welttheil gefolgt, nur weil ihr die Heimath verleidet war, weil sie sich selbst in ihr verlassen fühlte, und nun wollte sie eben wieder so blindlings dahin zurückkehren; zudem war die Flucht über das Meer gar nicht so schnell und leicht zu bewerkstelligen, wie sie glaubte. Auf die Länge konnte sie auch nicht in dem Asyl bleiben, das er gestern für sie auf=

gefunden, und sie konnte auch überhaupt nicht unter fremdem Namen in Hamburg bleiben, wo jeder Zufall sie zu verrathen vermochte. Das Beste war es nach seiner Meinung, wenn sie offen handelte, wenn sie sich einem Rechtsanwalt vertraute, damit sie sich nicht selbst in ein falsches Licht setze und etwas thue, was ihr in jeder Beziehung nur Schaden bringen könne.

Um keinen Verdacht zu erregen, wollte er nicht allzu früh zu Adine gehen; aber er fühlte sich auch zu unruhig, um daheim zu bleiben und zu malen, es litt ihn überhaupt nicht zwischen den Wänden. Er ging deshalb hinaus und schlenderte durch die allmälig sich mehr und mehr belebenden Straßen zum Hafen. Es war ja auch in Adine's Dienst, daß er dorthin ging. Er konnte da am ersten Erkundigungen einziehen über das nächste Schiff, das nach Brasilien ging, und alles Nähere erfahren.

Er wanderte lange am Ufer hin und her, wo ein geschäftiges Treiben herrschte. Zwischen den Seeleuten, den Comtoiristen, den mit Verladen der Güter thätigen Arbeitern, den ambulanten Krämern bewegten sich Hunderte von Auswanderern. Letztere erregten des jungen Künstlers empfängliches Gemüth besonders an. Sie folgten nur dem Drange des Jahrhunderts, der sie forttreibt, der sie blindlings einer ungewissen Zukunft entgegenführt.

Im Vergleich zu ihnen handelte Adine viel weniger blindlings: sie wollte ja nichts als in ihr Vaterland zurückkehren. Sie nahm mit ihrer Rückkehr dahin nur einen unbedachten Schritt zurück, den sie gethan und nie hätte thun sollen, und doch einen Schritt, der sie durch große Erfahrungen gereift hatte. Und Anatol fragte sich noch ein=

mal, ob es nicht doch Unrecht sei, sie hier zurückhalten zu wollen in einem Lande und in Verhältnissen, in die sie nun einmal nicht paßte, ja, ob es nicht sein Egoismus, die Stimme seines eigenen Herzens sei, was ihn vor Adine's Flucht erschrecken lasse.

Indem er sich das fragte, fiel sein Blick an den Häusern am Ufer auf eine große Tafel, auf welcher mit orangefarbenen Buchstaben auf schwarzem Grunde stand: „Auswanderungsgelegenheit nach Brasilien." Warum sollte er nicht dahineingehen und sich nach allem Näheren erkundigen? Vielleicht konnte er auch erfahren, ob es nicht möglich sei, daß ein junges schönes Mädchen aus Brasilien selbst dort Aufnahme finde, ohne daß man ihrer Papiere und Legitimationen bedurfte, welche die Unvorsichtige wahrscheinlich verloren hätte. Aber sollte er, konnte er selbst dann sie allein reisen lassen? Wenn er die nöthigen Mittel hätte, sie zu begleiten? Das eine seiner Gemälde war auf der Ausstellung verkauft worden, und er hatte einen Theil des dafür erhaltenen Geldes, um es sich für schlechtere Zeiten und im besten Falle für eine Reise aufzuheben, durch Freund Hermsfeld deponiren lassen. Wenn nun diese Summe zu der Fahrt und dann etwa noch auf ein paar Wochen reichte, was hinderte ihn an einen Besuch Brasiliens? Er würde ja doch in Allem, was er da sähe und erführe, den größten Vortheil für seine Künstlerlaufbahn haben.

Bei diesen Gedanken stand er erschrocken vor sich selbst. Es war also doch wahr, er liebte diese Adine, liebte das Weib eines Andern! — Und warum sollte er nicht? er hatte sie nicht entführt, nicht von ihrem Gemahl getrennt; — es war ja Alles nur zufällig so gekommen, wenn nicht

eine höhere Macht dabei im Spiele war! — Er trat entschlossen in das Bureau und zog die nöthigen Erkundigungen ein, die ihn zufrieden stellten.

Mittlerweile war es zehn Uhr geworden, und Anatol konnte zu Adine gehen.

Sehnsucht und Ungeduld beflügelten seine Schritte; athemlos kam er die Treppen hinauf, wagte aber dann nur leise zu klingeln; er wußte selbst nicht warum.

Fräulein Lalle öffnete selbst, behielt aber die Thür in der Hand und blickte fragend auf Anatol wie auf Jemand, den man an der Vorsaalthür abzufertigen gedenkt.

„Ich wünsche Ihren Gast zu sprechen!“ sagte dieser nach kurzem Gruß und wollte eintreten.

Fräulein Lalle entgegnete: „Die Dame ist ja bereits wieder abgereist.“

Anatol stand starr; kaum war er im Stande, das Wort „abgereist“ zu wiederholen und weiter zu fragen: „Wann und wohin?“

„Etwa vor einer Stunde,“ berichtete das Fräulein; „sie hatte nur kurz vorher nach dem Frühstück geklingelt und bis dahin sich nicht geregt. Ich trug es ihr selbst in das Zimmer, um mich nach ihrem Befinden zu erkundigen, erhielt aber nur kurze Antworten; es schien als ob sie die ganze Nacht geweint und nicht geschlafen hatte. Etwas später kam der Knabe, der gestern mit hier war, und gab an, daß er heute wieder zu ihr bestellt sei. Nun, ich muß Ihnen gestehen, die Sache kam mir wunderlich vor. Sie schien in große Aufregung zu gerathen; dann schickte sie den Knaben fort; aber er hatte nur eine Droschke geholt, und fort fuhr die Dame mit Sack und Pack.“

„Ohne sich bei Ihnen zu verabschieden und ohne einen Auftrag, ein paar Zeilen für mich zurückzulassen?“ forschte Anatol mit Hast, indeß sich sein Gesicht röthete und seine Augen, wie in einem Traum verloren, aber groß und weit das Fräulein anstarrten.

Diese erzählte weiter: „Nun, als ich hörte, daß sie in den Vorsaal kam und voraus der Knabe mit den Sachen, trat ich aus meinem Zimmer. Sie drückte mir nur so im Vorübergehen einen Ducaten in die Hand, sagte, ich möge verzeihen, daß sie sich weder mit Dankesworten noch mit einer Berechnung aufhalten könne, sie müsse gleich fort, sonst versäume sie die Abfahrt. Ich habe mir den Kopf zerbrochen, wohin; denn es geht weder ein Dampfzug noch ein Schiff um diese Stunde, und kurz und gut, die Sache kommt mir sehr wunderbar vor.“

„Mir auch!“ rief Anatol, grüßte mit dem Hut und war schon die Treppe hinab, als Fräulein Lalle erst beginnen wollte, ihn über die räthselhafte Dame auszufragen, die er doch kennen mußte.

Anatol's erster Gedanke war, den Knaben aufzusuchen. Aber wie sollte er diesen finden? Konnte jedoch Adine nicht auch nach seiner, ihres Beschützers Wohnung geschickt haben? Er war ja schon lange unterwegs. Er lenkte deshalb seine Schritte nach Hause. Als er heim kam, fand er im Briefkasten an seiner Thür ein verschlossenes Couvert ohne Siegel und Adresse. Er öffnete es in äußerster Spannung: es enthielt nur eine Visitenkarte Adine's, auf deren Rückseite die Worte standen:

„Ich bin zu meiner Pflicht zurückgekehrt!“

Anatol schlug ein lautes Gelächter auf: „O, über die

Weiber und ihre Consequenz!" rief er. „Wahrlich! sie verdienen nichts Besseres, als Sclavinnen zu sein! Diese Adine, die ich für eine ursprüngliche, energische Natur nahm, heiß und gewitterhaft wie die Luft, die sie groß gezogen — auch sie läßt nur den augenblicklichen Gefühlsaffect über sich entscheiden, nur durch diesen sich so weit bringen, einen Anlauf zur Wahrung ihrer Rechte zu nehmen, und dann kehrt sie wieder demüthig und ängstlich in ihr Gefängniß zurück.

So sprach er im Zorn der Enttäuschung noch fort und fort zu sich selbst und vergaß darüber ganz, daß noch gestern ihm Adine's rascher Schritt als eine Unüberlegtheit erschienen war, die er gern selbst verhindert hätte, über die er ihr fast Vorwürfe machte.

X.

Versöhnung.

Acht Tage waren seit jener Katastrophe vergangen, die über das Haus van Grohbecker mit Blitzesschnelle hereingebrochen. Der Sturz desselben war gewiß. Eben so gewiß war es, daß man den Chef nur darum nicht verhaftete und mit einer Untersuchung gegen ihn vorging, weil er seit dem Schlaganfall gelähmt, halb besinnungslos und unfähig zu sprechen darniederlag.

So hatte man ihn denn auf die Erklärung und Bürgschaft des Arztes in seinem Landhause gelassen, und man sah es im Rathe gern, daß Alles so kam, denn es war immer nicht angenehm, einen so hoch angesehenen Hamburger

Patricier und Handelsherrn zu inhaftiren und Dinge an den Tag kommen zu lassen, die besser verborgen blieben.

Adine war allein in dem Zimmer, das an das Cabinet stieß, in dem ihr Mann im gelähmten, halbbewußtlosen Zustande lag. Die Thür stand offen, und so konnte sie jeden Laut hören, der ihr Erscheinen bei dem Kranken nothwendig machen konnte. Halb lauschte sie darauf, halb überließ sie sich in ihrem Schaukelstuhl ihren Träumen und Erinnerungen. In ihren Zügen, in denen sonst ein kindlicher Ausdruck lag, sprach sich jetzt ein tiefer Ernst aus, und die schönen funkensprühenden Augen waren von bläulichen Schatten umzogen, die ihr Feuer halb milderten, halb wie den Widerschein einer inneren versteckten Gluth sanft hervorbrechen ließen.

Auch damals saß sie in demselben Schaukelstuhl, in demselben Zimmer, als sie ihren alten Freund „Onkel Olivier“, Herrn Menzinger, so unerwartet wiedergesehen, nur damals lag der Gemahl im selben Zimmer und beinahe noch in der Fülle seiner Kraft auf dem Sopha, und jetzt im Nebenzimmer dahingestreckt, als ein in jeder Beziehung geschlagener und verlorener Mann.

Wenige Monde waren seitdem vergangen, und was hatte Adine nicht Alles seitdem erleben müssen!

An jenem Morgen, als sie von ihrem Gatten sich für immer getrennt betrachtete und fast vergehend vor Angst in der Lage, in die sie sich begeben, weder aus noch ein wissend, dennoch immer zu sich selbst sagte: „Komme, was da wolle! in das Haus des Mannes, der mich geschlagen, kehre ich nicht zurück“ — da war Wilhelm mit der Nachricht erschienen, Herr van Grohbecker sei vom Schlage getroffen, er

lebe, sei aber bewußtlos. Da hörte Adine plötzlich in ihrem Innern keine andere Stimme als die des Mitleids und der Pflicht. „Er ist krank, elend, er bedarf meiner, wer soll und kann ihn pflegen, wenn nicht sein Weib!“ sagte sie sich, und es gab bei ihr gar kein Ueberlegen für das, was sie zu thun habe; sie folgte allein dem schönen natürlichen Trieb, der sie beseelte und fast stets ihre Handlungen leitete.

Und indem sie dahin fuhr, sagte sie sich selbst noch alles Mögliche, um diese schöne Inconsequenz ihres Herzens vor sich selbst zu entschuldigen und zu rechtfertigen. Sie klagte sich selbst an und ward die Fürsprecherin ihres Gemahls in ihrem Innern. Es war ja doch ein Unrecht von ihr, daß sie in seinem Schreibtisch gesucht und gelesen, was nicht für sie bestimmt war; sie hatte ihn dadurch und durch ihre Erklärung, sich von ihm zu trennen, doch wohl zu sehr gereizt, zu sehr aufgeregt, sie hatte damit seine rohe Heftigkeit selbst verschuldet; und wer weiß, war er vielleicht nicht von ihr gegangen und hatte er sie nicht so hilflos liegen lassen, weil er sich selbst bezähmen wollte und schon bereute, was er gethan? Vielleicht auch war er eben schon in einem nicht ganz zurechnungsfähigen Zustande zu ihr gekommen; wenn ihm vielleicht schon unwohl war, wenn er an Blutandrang nach dem Kopfe litt, wenn der Aerger, die Aufregung und die Schmerzen, die sie ihm bereitete, ihn nicht nur dahingebracht, sich in der Leidenschaft gegen sie zu vergessen, sondern sich endlich in dem Schlaganfall geäußert hatten, der ihn nun so elend gemacht! So steigerte sie immer mehr die Vorwürfe gegen sich selbst und entschuldigte ihren Gemahl.

Sie langte im Hause des Unglücks an. Ihr Gemahl

schien keine Vorstellung zu haben von dem, was vorgegangen; aber während er bisher alle Personen, die sich ihm genähert, mit dem Ausdruck der Stumpfheit betrachtet, belebte sich sein Auge, sobald Adine zu ihm trat, und es war offenbar, daß ihre Nähe wohlthuend auf ihn wirkte. Erst von Minna und dann von dem Arzt erfuhr sie Alles, was geschehen, wie man Herrn van Grohbecker gefunden und, wie wohl anzunehmen, daß sowohl der übermäßige Genuß starken Getränkes als der Schreck über eine Nachricht, welche den ganzen Verlust seines Vermögens und eine ehrenrührige Untersuchung in Aussicht stellte, die Veranlassung gewesen war. Das hatte Adine nicht erwartet, ja sie hatte kaum einen Begriff von dem, was eigentlich geschehen; doch wenn es ihr schon als ihre Pflicht erschienen war, bei ihrem Gatten auszuharren, wo er einer weiblichen Pflege bedurfte, so noch viel mehr jetzt, wo ein solches Unglück ihn betroffen. Ja, da es so mit ihm stand, so war sie wieder geneigt, ihm die abschlägige Antwort zu vergeben, die sie von ihm in Bezug auf Michaelis und ihr eigenes Vermögen erhalten hatte, und es war nur sein Unrecht, daß er ihr nicht den wahren Grund derselben mitgetheilt. Freilich dachte sie auch wieder an den Brillantschmuck für die Tänzerin, der von neuerem Datum war; aber sie war ja nicht Richterin, am allerwenigsten da, wo es schien, als habe der Himmel schon selbst gerichtet.

Freilich fiel ihr bei ihren guten Vorsätzen ein, daß seine Schwester Friederike ihm näher stand und jeden Tag erwartet ward, und Adine hatte allerdings keine klare Vorstellung davon, wenn die Schwägerin wieder zurückkäme und mit ihr sich in die Pflege van Grohbecker's theilen wollte.

Aber diese Verlegenheit sollte ihr erspart bleiben; denn Friederike kam nicht, und der Brief mit dieser Anzeige enthüllte den Charakter dieser Heuchlerin in seiner ganzen Nichtswürdigkeit.

Friederike hatte nämlich wirklich gerade am Tage nach der Katastrophe in van Grohbecker's Hause dorthin zurückkehren wollen, als der Brief einer Freundin sie von allem Vorgefallenen unterrichtete, und sie beschloß, nicht allein fern von Hamburg zu bleiben, sondern auch sowohl ihren Sachwalter und Vormund als auch Adine selbst die Gründe mit jesuitischem Raffinement anzugeben, welche sie bestimmten, jetzt ihre Heimath zu meiden.

In diesem Briefe nun motivirte die liebenswürdige Schwägerin ihren Entschluß, nach Hamburg nicht wieder zurückzukehren, damit, daß es ihr unmöglich sei, den Fuß in ein von der Schande so tief gebeugtes Haus zu setzen. Sie gab dabei des Weiteren nicht undeutlich zu verstehen, daß diese Schande nur der Gemahlin ihres unglücklichen Bruders zu verdanken sei; denn diese habe den soliden Geschäftsmann als Mädchen in ihre Netze gelockt, als Frau ihn zu übermäßigen Ausgaben verleitet und dadurch zu gewagten Unternehmungen gezwungen, die den Ruin der Firma herbeigeführt. Was nun den Schlaganfall des bejammernswerthen Mannes anlange, so habe dies Diejenige auf dem Gewissen, die bei Nacht und Nebel mit einem Künstler ihrem Gemahl entlaufen sei.

Als Adine diesen Brief gelesen, war sie Anfangs fast starr vor Entsetzen, denn auf solche Beschuldigungen war sie nicht vorbereitet. Aber zuletzt empfand es die unglückliche Frau doch noch als einen Trost, wenigstens die Gewiß-

heit erhalten zu haben, von der Nähe der schrecklichen Schwägerin befreit zu bleiben.

Und so waren denn, wie oben gesagt, seit der Katastrophe acht Tage vergangen, ohne daß sich Herrn van Grohbecker's Zustand wesentlich geändert hätte. Er konnte nicht anders als lallen und schien alle Denkfähigkeit verloren zu haben. Adine erkannte er, und nur aus ihrer Hand nahm er Speise und Trank zu sich; sie mußte ihn füttern und das Lager bereiten, so weit ihre schwachen Kräfte reichten und sie that Alles mit der Resignation einer Büßerin, doch nicht für die Schuld, die Friederike und die Welt ihr beimaßen, sondern allein für die, welche ihr zartes Gewissen ihr zusprach.

Als sie nun jetzt so ermattet und doch immer auf die Laute achtend, die aus dem Nebenzimmer kamen, sich in ihren Fauteuil lehnte, hörte sie draußen im Vorsaal eine Stimme, die ihr bekannt schien, gedämpft, aber doch ihr noch sehr vernehmlich rufen:

„Also hier ist sie? Donnerwetter, wenn ich nicht hinein soll, so ruft die gnädige Frau heraus!"

Sie kannte diese Stimme, es war die „Onkel Olivier's," sie klang ihr wie ein Rettungsruf aus der Heimath. Sie wollte sofort dem lieben Gaste entgegeneilen, aber im nächsten Augenblick besann sie sich und warf erst einen besorglichen Blick auf ihren Gemahl; er lag aber still und mit geschlossenen Augen, sie konnte es wohl wagen hinauszugehen.

Sie öffnete die Thür. Es war wirklich Herr Menzinger, der da stand; beinahe wäre ihm Adine, glücklich wie ehemals, entgegengeflogen, aber sie zauderte; denn kam er

als Freund oder Feind dieses Hauses? war es ein guter oder ein schlimmer Geist, der in ihm wohnte? Sie hatte in der letzten Zeit so viel erlebt, war so irre geworden an den Menschen und ihren Handlungen und Charakteren, ja fast an sich selbst, daß sie nicht mehr wußte, was und wem denn eigentlich zu glauben war.

So blickte sie denn den Kommenden fragend an, der ihr sogleich die Hand entgegenstreckte und sagte: „Nun, ich melde mich nur, weil ich dachte, Sie könnten vielleicht einen Beistand und Freund brauchen; das ist ja eine schlimme Lage, in die Sie da gerathen sind!“

Adine seufzte. Dann sprach sie: „Ich bin durch die Pflege meines Gemahls so in Anspruch genommen, daß ich nicht Zeit habe, über Anderes nachzudenken. Daß er Sie nicht empfangen kann, wissen Sie wohl, und auch ich — wenn Ihr Besuch mir gilt, werde nur wenige Minuten Ihnen widmen können.“

„Weiß Alles und kann mir's denken!“ sagte Menzinger. „Nun, es schien mir nur damals, als hätte es das ehemalige Dinchen gefreut, mich wiederzusehen, und ich wollte heute nur sagen, daß es auf alle Fälle auf mich zählen könne. Vielleicht ist jetzt die Zeit gekommen, wo ich meinem guten alten Freund und Beschützer Henrion an seinem Kinde vergelten kann, was er an mir gethan, wenigstens verlassen werde ich es in der Fremde nicht. Wußt' ich damals doch selbst, was es heißt, in der Fremde verlassen sein.“ Seine Augen ruhten mit Blicken voll Gutmüthigkeit und Wohlwollen auf ihr. Adine fühlte sich von ganzer Seele gedrängt, ihm zu vertrauen; aber er las den Zweifel in ihren Mienen und die Frage über sein Ver-

hältniß zu dieser Familie, deren Namen sie doch trug, und die Rücksichtnahme auf den von den Schlägen des Schicksals darniedergeschmetterten Gatten. Der polternde, rauh aussehende Schiffsrheder war feinfühlig genug, diese stumme Frage zu verstehen. Er sagte:

„Schenken Sie mir nur eine halbe Stunde Gehör. Ich kann mir denken, daß Sie einiges Mißtrauen in mich setzen, und deshalb muß ich Sie über das Verhältniß aufklären, in dem ich zu diesem Hause stehe, und haben Sie jetzt keine Zeit für mich, so sagen Sie mir, wann ich wiederkommen darf?“

Adine erklärte, erst noch einmal nach ihrem Gemahl sehen und wiederkommen zu wollen für den Fall, daß der Kranke ihrer nicht bedürfe; fast unhörbar schwebte sie hinaus und kam schnell wieder mit der Erklärung: nun sei sie bereit ihn zu hören.

„Ich werde kurz sein,“ sagte Herr Menzinger. „Was ich zu sagen habe, eignet sich ohnehin nicht gerade zur Mittheilung für eine Dame. Sie kennen Ihre Schwägerin Friederike. Als sie ungefähr so alt war, wie Sie jetzt sind, war ich Commis in diesem Hause und liebte sie. Unter ihrer scheinbaren Ruhe und Kälte barg sie eine sinnlich verlangende Natur, und ich war damals auch ein heißes Blut, das keine Schranken anerkennen wollte. Da sie einer so reichen Patricierfamilie Hamburgs angehörte, ich aber der Sohn eines Schuhmachers bin, so schien es allzukühn an die Möglichkeit einer Verlobung vor der Welt zu denken; ich durfte nicht wagen, öffentlich um sie zu werben. Wir sahen uns öfter im Geheimen, wozu sich in den späten Abendstunden, da Friederike die einzige Tochter des Hauses

und mutterlos war, am ehesten die Gelegenheit fand und ließen unserer Leidenschaft die Zügel schießen. Ich war nicht unglücklich darüber, als mir Friederike in Angst und Verzweiflung gestand, daß sie sich Mutter fühle. Ich glaubte, ich würde nun den Vater bewegen können, sie mir zu geben, auch wenn er ihr das Vermögen entzog, was bei meiner Gesinnung gar nicht mit in Frage kam; auch hoffte ich, Friederike selbst würde sich entschließen, mit mir nach Amerika zu gehen, wo ich mich durch eigene Kraft schon emporzuarbeiten gedachte; allein sie erklärte, es sei ihr dies in ihrem Zustande unmöglich und überhaupt wolle sie diesen aus Scheu und Furcht um jeden Preis vor den Ihrigen verheimlichen und in der Zeit, wo dies schwer halte, eine Reise machen. Meine Gegenvorstellungen waren vergeblich; aber noch ehe sie ihren Plan ausführen konnte, entdeckte man unser Verhältniß und seine Folgen. Ich habe erst später erfahren, daß Friederike, nur um das Leben in den gewohnten Verhältnissen nicht aufzugeben, den Ihrigen erklärte, daß ich ihr gegenüber Gewalt angewandt, und daß es ihr nie einfallen könne, „einen Schuhmacherssohn“ zu heirathen. Ich wurde sogleich meiner Stelle entlassen, und für diese mir eine andere in Amerika in sichere Aussicht gestellt, falls ich mich sogleich einschiffen würde. — Ich that es, um gehorsam zu sein und um so eher hoffen zu können, Friederiken's Hand noch zu erhalten, zumal wenn ich dort mir vielleicht bald eine Existenz gegründet haben würde. Aber man hatte mich nur entfernen wollen; denn die betreffende Stelle ward mir sehr bald wieder gekündigt. Friederike meldete mir später, daß sie unser Kind heimlich auf dem Lande bei Bremen, wo sie es geboren, erziehen

lasse und nur warte, bis die Verhältnisse günstig wären, um es zu sich zu nehmen. Jetzt lebe sie in Hamburg gerade wieder wie vorher. Ich solle mich als frei betrachten, denn sie liebe mich nicht genug, um mir folgen zu können, und habe in ihrer Heimath andere und höhere Pflichten. So versteckte die Gleißnerin ihren elenden Hochmuth und ihr Bedürfniß, ein gemächliches Leben zu führen, noch hinter die gewissenhafte Erfüllung von Pflichten. Als ich sie durchschaute, war es auch mit meiner Liebe aus, und ich konnte sie nur noch verachten; wohl aber machte ich es ihr zur Pflicht, mir über unser Kind Mittheilungen zu machen, wenn sie nicht wolle, daß ich selbst wiederkomme, es von ihr fordere und unser Geheimniß offenbar mache. Das Letztere war es, was sie am meisten fürchtete und womit ich sie in der Hand hatte. Mich trieb indessen das Schicksal in allen Zonen umher. Als ich einmal wieder nach Bremen kam, war aus dem Kinde schon ein hübsches Mädchen von zehn Jahren geworden, das man Franziska Jünger nannte und das in einer Pension erzogen ward. Die Mutter ließ der Tochter diese Erziehung geben, kümmerte sich aber sonst nicht im Mindesten um sie, was ich zwar von einer Mutter abscheulich fand, aber übrigens sehr gern sah, denn wenn die Tochter nicht unter dem verderblichen Einfluß des mütterlichen Charakters aufwuchs, so konnte ich eher darauf rechnen, sie einst zu mir nehmen zu können. In der Absicht dies wirklich zu thun, kehrte ich vor Kurzem nach mehrjähriger Abwesenheit wieder hierher zurück, aber ich fand meine Tochter nicht mehr in der Pension, wo ich mich damals für ihren Onkel ausgegeben hatte, um durch Entdeckung ihrer Herkunft ihren Frieden nicht zu stören.

Mehrmals hatte ich ihr geschrieben, aber keine Antwort erhalten, wiewohl ich mir eine solche erbat, und ich fürchte, man hat sie auf Friederiken's Anordnung unterschlagen. Ich hörte in Bremen, daß sich Franziska heimlich fortgemacht habe, um Theatersängerin zu werden. Ich eilte hierher, die Vermißte von Friederike zu fordern, das erklärt Ihnen mein Erscheinen und die Aufnahme, die ich fand. Friederike behauptete, eben so außer sich über Franziska's Handlungsweise zu sein und, um mir dies zu bestätigen, auch weil ich ihr vorwarf, daß sie ihre Tochter stets fern von sich gehalten, erklärte sie mir, daß sie den Plan gehabt, sie an ihren Bruder zu verheirathen, damit sie so bei ihr leben könne. Darum auch habe sie stets eine Vermählung desselben hintertrieben und darum selbst nicht geheirathet, damit er nicht die Uebelstände des Junggesellenstandes empfinde, bis es ihr gelinge, ihm die Tochter zuzuführen. Ich bin außer mir über ein solches Raffinement, über das Ausspinnen und Festhalten eines so jesuitischen Planes. Ich hielt ihn für ausgeführt, und da ich ausrechnete, daß Herr van Grohbecker bald nach der Zeit, die man mir als die von Franziska's Verschwinden angegeben, sich mit einer jungen schönen Frau verheirathet hatte, verlangte ich, Sie zu sehen.

Nun war Adine die Scene bei Menzinger's Anwesenheit erklärt.

Herr Menzinger erzählte weiter, wie er darauf bestanden, daß Friederike, wenn nicht mit ihm reise, doch mit ihm zugleich in Bremen sei, damit er gewissermaßen sie und die dortigen Damen zu einer Erklärung über seine Tochter und deren Verschwinden confrontiren könne, und wie er denn überall vergebliche Nachforschungen angestellt.

Endlich aber habe er sie gefunden, und zwar durch einen anonymen Brief, als dessen Verfasser ihm später der Maler Anatol Bornhelm genannt worden sei.

Adine erglühte bei diesem Namen, sie hatte den jungen Mann seit jenem verhängnißvollen Abend nicht wiedergesehen. Als er nämlich einige Tage später bei Herrn van Grohbecker vorsprechen wollte, ließ sie ihn abweisen, wie jeden Besuch. Menzinger war der einzige, der eingedrungen, weil er sich in seiner barschen Art keine Abweisung gefallen ließ. Und nun hörte sie Anatol's Namen wieder mit Gefühlen der Dankbarkeit nennen, während die Anderen, wie Friederike, nur Verdächtigungen für ihn hatten. Es that ihr unendlich wohl; aber sie wagte nicht weiter zu fragen, wie gerade er dazu gekommen war, Menzinger diesen Dienst zu leisten.

Dieser fuhr fort zu erzählen: „Ich reiste nach Augsburg und fand dort meine Tochter im Hause eben jenes Kaufmann Michaelis, um dessentwillen Sie sich, wie ich erfuhr, zuerst mit Ihrem Gemahl überworfen, weil Sie so großmüthig helfen wollten und nicht durften. Nun, die Unglücklichen haben sich wieder aufgerichtet und nun ist ihnen gründlich geholfen. Denn freilich habe ich meine liebe treffliche Tochter nur gefunden, um sie wieder zu verlieren, nicht an die Bühne, bei der sie sich selbst eine Lebensstellung schaffen wollte, und wo ich für ihr Engagement gern das Reugeld zahle, sondern an Otto Michaelis, den sie liebt, und der freilich nur nicht um sie zu werben wagt, weil sie nun einen reichen Vater hat; denn, nebenbei gesagt, nach vielerlei Mißgeschick habe ich doch noch etwas vor mich gebracht. Da ich nun van Grohbecker's Geschick erfuhr, so

eilte ich hierher, um vielleicht auch hier noch zu retten, dazu aber reichen meine Mittel nicht aus; Ihnen jedoch ein Beschützer und Freund sein, das kann ich!"

Adine drückte dem Onkel Olivier gerührt die Hand; sie sprach von dem Trost, einen solchen Freund jetzt in ihrer Nähe zu wissen, und daß sie sich freuen werde ihn wiederzusehen, aber jetzt ihn verlassen müsse, um wieder an das Krankenlager ihres Gemahls zu eilen.

Ziemlich noch vierzehn Tage verbrachte Herr van Grohbecker in seinem Zustande, dann befreite ihn endlich der Tod. Erst in den letzten Stunden fand er die Sprache wieder. Als ihm Adine das kühlende Getränk reichte, das er verlangte, sagte er deutlich: „Ich danke Dir, liebe Adine!" und verschied.

Es blieb unentschieden, ob er sich des Ruins seiner Firma zuletzt bewußt gewesen oder nicht; die Welt, die sich mit dem Hause van Grohbecker mehr als je beschäftigte, behauptete allerdings lange Zeit, er habe die Gedächtniß- und Sprachlosigkeit während seiner ganzen langen Krankheit nur simulirt, um so nicht nöthig zu haben, irgend Jemandem Rede und Antwort zu stehen. Allerdings erfolgte nach seinem Tode ein vollständiger Zusammenbruch des einst so hochangesehenen Hauses. Adine wollte auch ihr Vermögen mitopfern; Herr Menzinger aber bestand darauf, daß es gerettet werde, und Adine mußte sich fügen: sie hatte ja kein Recht und keine Stimme vor Gericht, selbst nicht in dieser Angelegenheit.

Herr Menzinger begriff, daß Adine vor allen Dingen daran liegen mußte, dieses Hamburg zu verlassen, das für sie stets ein Ort der Verbannung gewesen war, und in dem sie selbst und ihre ganze Handlungsweise, nur weil sie den

Schein nicht gemieden hatte, in jeder Art verdächtigt worden war. Er selbst hatte geglaubt, seine Tochter mit sich nach Brasilien nehmen zu können, aber dieser fiel es schwer, sich von dem Geliebten zu trennen, so daß zu dessen Gunsten der Vater mit seinen Ansprüchen zurückzutreten beschloß. Er bestimmte sich daher, noch einige Wochen in Deutschland zu bleiben, bis Otto und Franziska vermählt wären, und so lange beredete er Adine, ihn nach Augsburg zu begleiten und mit ihm und seiner Tochter zusammen zu wohnen, dann wollte er Adine, die ihn ja immer noch, wie in ihrer Kindheit „Onkel Olivier" nannte, anstatt seiner Tochter mit nach Brasilien nehmen und sie auch dort in ihren Rechten gegen habgierige Verwandte beschützen.

In wie kleinem Kreise auch Franziska und Otto Michaelis ihre Hochzeit feierten, so erklärte doch Letzterer, daß sein Freund Anatol nicht fehlen dürfe, und dieser folgte gern der Einladung, da ihm nun auch der Aufenthalt in Hamburg verödet war und er lieber in sein heimathliches, gegemüthliches Schwaben zurückkehren wollte.

Oder konnte er nicht noch den Entschluß ausführen, der an jenem Morgen in ihm aufgedämmert, als er am Hafen nach einem Brasilienfahrer für Adine spähte? Das Bild, das er von der Villa van Grohbecker's gemalt, und das im Drang der Ereignisse in Vergessenheit gerathen, brachte er Adine, die er vor ihrer Abreise nur einmal in Gegenwart anderer Personen flüchtig gesehen hatte, zum Andenken an ein Erlebniß, das ihr sonst leicht wie ein Traum vorkommen könne.

Sie nahm es lächelnd an und sagte in ihrer aufrichtigen Weise: „Die Erinnerung an den Künstler, der es malte, wird mir die ungetrübteste sein!"

„Wohl mir, daß es so ist!“ brach Anatol entzückt hervor, denn er dachte an die Qual, die es ihm bereitet hatte, wenn er sich dies reizende Wesen für immer an einen herzlosen Mann, wie van Grohbecker, gefesselt vorstellte; er dachte auch an die Gluth, die er in sich aufsteigen fühlte, wenn er nur ihre Hand küßte; er dachte auch an jenen Abend, wo sie sich ganz in seinen Schutz gegeben und dafür von der Welt so falsch beurtheilt worden war, und er durfte sich allerdings sagen, daß er bisher einen guten Kampf gekämpft; aber warum noch weiter kämpfen? warum jetzt das Wort der Liebe nicht aussprechen, die er so mächtig im Herzen fühlte? jetzt war sie ja frei! Aber doch — er wollte nicht nur der Sittlichkeit, er wollte auch der Sitte das Opfer bringen und sich bezwingen: ein Blick auf ihre Wittwentrauer bannte das Wort.

Er sagte nur: „Ich habe Ihre Villa in Hamburg gemalt, wie, wenn ich auch die in Brasilien malte, von der Sie mir erzählten?“

Da leuchtete in Adine's Augen ein sonnenhafter Glanz, der über ihr ganzes Antlitz sich ergoß, und Anatol wußte für jetzt genug.

Herr Menzinger freute sich herzlich, daß er noch einen Reisegefährten in dem Maler fand, dem er zunächst die Wiedererlangung seiner Tochter verdankte; aber er flüsterte zu Otto: „Es ist nichts mit den Weibern! Du entführst mir die Tochter, und ich fürchte, der Nichte werde ich auch nicht lange froh werden; sie nimmt mir Anatol mit fort; denn ich müßte die Schwaben nicht kennen! Denen geht zuletzt doch nichts über ihre Heimath, und da heimsen sie ein, was sie in der Fremde Gutes erringen können!“

Berlin, Druck von W. Büxenstein.